



Inhalt: Eine Rumänin. Originalzeichnung von Volkers. — Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. Zweites Buch. — Eine Abendwanderung. Novelle von Ernst Eckstein. — Frau Etikette. Von Wolfgang Brachvogel. — Allotria in der Schule. Originalzeichnung von Ed. Schulz. — Die Spizen-Ausstellung in Wien. Von Emilie Bach. — Plaudereien. — Wirtschaftsplaudeereien (mit Abbildung). — Auflösungen der Räthsel Seite 116. — Correspondenz. — Inserate.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Gegenüber dem Bessu.

Zwei Jahre später, an der Bucht von Neapel, in Sorrento bei Rispoli, wo so eben eine neue Gesellschaft von Castellamare aus angelangt ist, die Gassers und Espérance Baronesse von Wengersky. Nicht die Mutter Gasser — die hütet das Haus. Die Doctorin Gasser, welche mit dem Doctor und dessen Nichte die Familie vorstellt, ist eine junge frische Zunsbruderin, welche eingewilligt hat, die zweite Frau des Doctor Gasser zu werden. Sie sind auf ihrer Hochzeitsreise. Vor zwanzig Jahren hätte der Doctor diese höchst wahrscheinlich bloß zu zweien gemacht; jetzt hat er Petronella mitgenommen, und Espérance ist mitgekommen.

Sie hat sich aus dem Geräusch des Einzuges schweigend fortbegeben und eine Terrasse gefunden, welche dem Bessu gerade gegenüber liegt. Längs der Brüstung läuft eine gemauerte Bank hin, die mit weiß und blau glasierten Ziegeln bedeckt ist. Auf der Bank kniet Espérance, die Arme auf die Brüstung gelegt, die blauen, leuchtenden Augen auf den Bessu gerichtet, so vertieft in seinen Anblick, daß sie Petronella nicht hört, welche im kurzen Trabe von der Seite des Hauses herkommt und als sie die Terrasse betritt, „Espérance!“ ruft.

„Die ist 'mal wieder rein weg,“ bemerkt Petronella, da Espérance nicht antwortet. Wenn Petronella Gasser nicht klassisch tirolisch oder doch oberdeutsch spricht, muß man ihr das nicht als Mangel an Patriotismus vorwerfen. Erstens ist

ihr Onkel nicht nur ein Studirter, sondern auch ein hochdeutscher Dichter, zweitens ist sie selbst in auswärtigen Schulen „gebildet“, drittens endlich verkehrt sie Jahr aus, Jahr ein mit so vielen Fremden aus allen möglichen deutschen Ländern, daß sie sich unwillkürlich Phrasen und Ausdrücke aus sämtlichen deutschen Sprachweisen angeeignet hat. Hiermit ist alles Untirolische in ihrer Rede ein für alle Mal erklärt. Im nächsten Augenblick kann man allerdings an ihrer

Nationalität nicht zweifeln, denn sie hat Espérance erreicht und gelst ihr ins Ohr: „Hundemoidl!“

Espérance fährt aus ihrer Verjunkenheit auf und wendet sich um. Den Ausruf kennt sie. Moidl heißt auf tirolisch so gut Marie speciell, wie Mädchen überhaupt. In diesem letzten Sinne wird es von den Gassers auf Espérance angewandt. Hundemädchen, Hundemoidl, ist ihr Name unter ihnen. Ihre Liebe zu einem gewissen, weißen großen Pascha, ihre Neigung zu

Allem, was Hund ist, hat ihr die melodische Benennung eingetragen. Sie ist derselben gewöhnt und macht sich so für alle Tage Nichts daraus, nur in manchen Stimmungen, wie z. B. in der jetzigen, wird sie dadurch unangenehm berührt, wie durch einen falschen Ton. Sie fragt daher nicht ganz freundlich: „Was willst Du denn, Petronella, daß Du so schreist?“

„Ich wollte Dich nur fragen, was Du hier thätest?“ erwiderte Petronella und setzt sich auf die Bank.

„Das siehst Du ja. Ich betrachte den Berg.“ Espérance läßt sich widerwillig von der Bank herab und bleibt neben Petronella stehen. Wenn die Nichte des Doctors erst da ist, kann Niemand mehr seinen Gedanken Audienz geben oder seinen Träumen nachhängen. Sie leidet's nicht. Sie hat in ihrem Leben noch nicht geträumt oder „gedämmert“, und sie läßt's auch bei keinem Andern zu. Wie sie's anfängt, weiß man nicht immer recht, aber sie bringt's zu Stande, daß man ihre Nähe fort-dauernd fühlt. Selbst wenn sie nicht redet, nimmt sie in Anspruch und stört.

Jetzt aber spricht sie und macht sich über Espérances Bewandacht lustig. „In Neapel wolltest Du Nichts von ihm wissen, nanntest ihn ein Mal über das andere eine Enttäuschung, und kaum hier, liegt Du vor ihm auf den Knien und betest ihn förmlich an.“

„Hast Du ihn schon so gesehen, wie er da drüben liegt,



Eine Rumänin. Originalzeichnung von Volkers.

so himmlisch veilchenblau, mit solchen schönen weichen Linien? fragt Espérance. In der That hat der Berg, wie er jenseits des Golfs unter dem wolkenlosen Himmel ruht, eine seiner schönsten Stunden. Es ist überhaupt einer von den Himmeltagen Sorrento's, wenn das Meer silberblau, Neapel silberdunstig ist, der ganze Golf in einer unbeschreiblich lieblichen Ruhe und Reinheit erscheint, und der Besuch in seinem tiefen Violet mit Ischia wetterteert. Espérance hat ganz Recht, Petronella zu fragen, ob sie ihn schon so gesehen, nur will Petronella es nicht Wort haben. Sie behauptet, von Santa Lucia aus „präventire“ er sich genau ebenso.

„Von Santa Lucia kann man gar Nichts ordentlich sehen,“ erklärte Espérance. „Da wird man von dem ewigen Durcheinander ganz confuse, so gut wie blind.“

„Nun denn aus der Villa Nazionale.“ Petronella meint den Mauervorsprung, der am Ende der Villa mit Geländern und Bänken von Eichen ins Meer hinausstritt.

Espérance erkennt die revolutionäre oder nationale Umtaufe nicht an; ihre Sympathien sind selbstverständlich für die Bourbonen. Sie gibt zu, daß man von jenem Punkt der Villa „Reale“ eine gute Besichtigung hat, aber sie leugnet, daß er sich je anders „präventire“ habe, als grau oder höchstens dunkelblau. „Und wenn er selbst ein Mal violett gewesen wäre,“ schließt sie, „man hätte ihn dort nicht so genießen können, wie hier. Die Bettelei war unaussehlich.“

„Die Bettelei von den Quagliuni?“ fragt Petronella mit stillem Selbstgefühl, weil sie diesen neapolitanischen Ausdruck aufgeschnappt hat.

„Ja, von den Gassenjungen,“ entgegnet Espérance, durch einen geringschätzigen Ton die linguistischen Ansprüche Petronella's zurückweisend. Dann wendet sie sich wieder zu dem Berge und fängt von Neuem an mit durstigen Augen von seiner köstlichen Farbe zu trinken.

Petronella sitzt seelenvergnügt auf der Bank und läßt, wir müssen es verrathen, die etwas zu kurzen Beine gelind baumeln.

Wenn sie marschirt, sagt sie mit dem rechten Arm die Luft, und wenn sie beim Gehen den Fußboden nicht erreicht, was sehr häufig der Fall ist, so baumelt sie mit den Beinen. Ihr Onkel sagt dann und wann zu ihr: „Schön bist Du nicht, aber Grazie hast Du;“ indessen ist er bis jetzt der Einzige, welcher das entdeckt hat.

Die Wahrheit zu gestehen: wenn man sich an einem Augustvormittag am Ufer von Sorrento zum ersten Male dem Besuch und Neapel gegenüber befindet, so liegt etwas Ironisch-Tragisches darin, eine solche kleine Drahtuppe wie Petronella Gasser als einzige Gefährtin neben sich zu haben. Die arme Espérance fühlt das wohl und seufzt unwillkürlich. Petronella dagegen, wie schon bemerkt, ist seelenvergnügt. Sie hat „Hundemoidls blaues Blut“ ein Mal mehr in Wallung gebracht, und sie beabsichtigt, das Geschäft noch ein wenig fortzusetzen. Das ist ihre Art, die Ankunft in Sorrent zu feiern.

„Ob die verrückte Engländerin wirklich hierherkommen wird?“ fragt sie. Als Espérance nicht gleich antwortet, wiederholt Petronella ihre Frage lauter. Jetzt sagt Espérance halb träumerisch: „Warum sollte sie herkommen? Sie wollte ja nach dem Tasso.“

Petronella guckt mit ihrer kleinen spitzen Physiognomie zu Espérance in die Höhe. Sie ist noch nicht alt, Petronella, im Gegentheil ein Jahr jünger, als Espérance, aber diese stellt sich noch immer als poetische Mädchengestalt dar, während der kleinen, scharfen Petronella die alte Jungfer bereits aus den Augen sieht. Dieser Gegensatz, dessen Petronella sich dumpf bewußt ist, mag hauptsächlich Schuld sein, daß Espérance in Petronella nicht ganz die Freundin gefunden hat, welche Doctor Neumann in der Nichte seines Collegen für sie wünschte und hoffte. In der Familie braucht Petronella auf Espérance nicht eifersüchtig zu sein, da ist alle Bewunderung nach wie vor ausschließlich für sie, aber bei den Fremden thut Espérance ihr großen Abbruch. An sie wenden die Miether im Hause des Onkels sich nur, wenn sie etwas brauchen, mit Espérance dagegen suchen sie als Hausgenossin zu verkehren; sie wird zu Partien und Spaziergängen aufgefordert, wird in die Zimmer eingeladen, soll im Garten und auf der Promenade mit sein, genug man bemüht sich auf alle Weise um ihre Gesellschaft, und um so eifriger, je bescheidener Espérance sich zurückhält, wie Petronella sagt: je stolzer sie es an sich kommen läßt. Auf der Reise ist es dasselbe gewesen: alle die kleinen Bekanntschaften, welche die Gassers im Vorüberstreifen gemacht haben, verdanken sie Fräulein Baronesse. Die Doctorin ist eine hübsche blühende Frau mit lachenden, bergblauen Augen. Der Doctor, wie bereits erwähnt, ein Dichter, welcher seiner Selbstbeurtheilung nach einen Platz zwischen Heine und Lenau einnimmt, aber seine Gedichte sind noch ungedruckt, können daher nicht wirken, und seine junge Frau „zieht nicht“; der einzige Magnet bleibt Espérance. „Weil sie die Sprachen besser versteht,“ tröstet der Doctor die verlegte Eigenliebe seiner beiden Damen. — „Weil sie Baronin ist,“ berichtet Petronella den Onkel. „Es ist unglücklich, was sich ein leerer Titel selbst in unserer Zeit noch vermag. Daß Espérance kurzweg Fräulein Wengergsky heißen, wie ich Fräulein Gasser heiße, so würdest Du sehen, ob man sich dermaßen um sie bekümmerte. Aber jetzt sind die, welche keinen Titel haben, eitel darauf mit ihr umzugehen, und die, welche selbst einen haben, behandeln sie als ihres Gleichen.“ Espérance ist in Petronella's Schätzung Alles nur als Baronesse Wengergsky, Nichts als Espérance.

Auch heute rückt Petronella mit ihrem Lieblingsgeschütz an. „Es sollte mich wundern, wenn sie nicht l'Albergo del Tasso aufgäbe, da sie Dich hier weiß. Die Frau muß förmlich titelnärrisch sein; kaum daß der Onkel Deiner als Baronin erwähnt hatte, fiel sie förmlich über Dich her.“

„Entschuldige,“ sagt Espérance mit leiser Ironie, „wir waren bereits im freundschaftlichsten Gespräch, als diese große Offenbarung kam. Ich glaube, dieses Mal habe ich wirklich auf andere Art eine Eroberung gemacht.“

„Als Hundemoidl?“

„Warum nicht?“

„Es ist wahr, Dein ganzes Gesicht verklärte sich, als Du das kleine Beest sahst.“

„Das Thierchen war reizend.“

„Du findest jeden Hund reizend,“ sagt Petronella spöttisch.

„Baron,“ vertheidigt Espérance sich. „Unfern lieben, alten, blöden Pascha hab' ich nie reizend gefunden, nur gut,

seelengut. Aber der kleine Brownie von der Madame Martin ist reizend. Du magst spotten, so viel Du willst.“

„Du kennst schon seinen Namen!“

„Madame Martin rief ihn oft genug dabei.“

„Und ihren auch?“

„Da er auf ihrer Karte steht!“

„Und Du glaubst, sie hätte Dir die Karte auch gegeben und ihre Adresse in Neapel ebenfalls, und sie wäre gestern Abend noch selber gekommen — nein, wie sie ankam! — auf der einen Seite den Patron, auf der andern den Cameriere — gestützt von beiden —“

„Sie scheint nicht gut sehen zu können.“

„Sie ist eine Närrin. Weinte sie nicht beinahe, weil der junge Neapolitaner mit seiner Frau sie ganz sitzen ließ?“

„Er ließ uns alle sitzen.“

„Aber uns allen war es gleichgültig.“

„Wir wenigstens.“

„Wir auch. Was geht mich solch ein miserabler neapolitanischer Cavalier an? Kamte ihn Deine Madame Martin nicht so? „Ein miserabile cavaliere!“ sagte sie. Dagegen Sie, „une baronne!“ sagte sie dann zu Dir. Du siehst, die Baronin gab auch hier den Ausschlag. Wenn der Onkel Dich nicht so genannt hätte, wir hätten Madame Martin nicht gestern Abend noch bei uns gesehen, dabei bleib' ich.“

„Warum nennt der Onkel mich immer so?“ fragte Espérance klagend. Sie ist dieser alten abgenutzten Stichelei so müde! Ihr kommt's vor, als müßte Petronella schon alle ihre Nadeln stumpf gestochen haben, aber der Vorrath der kleinen Quälerin scheint unerschöpflich. Auch hält Espérance für gewöhnlich ergeben Stand; sie weiß, daß Gastfreundschaft wie die der Gassers bezahlt sein will, und darum nimmt sie Alles geduldig hin, gerade wie den Namen Hundemoidl, aber heute möchte sie einmal Ruhe. Es hat noch kein Ort sie gleichsam so in liebende Arme genommen, wie dieses wundervolle Sorrento. Als sie von Vica aus herunterfuhr, da war's ihr gerade, als käme sie endlich, endlich heim. Es gibt solche Gegenden, die sich zugleich wie ein altes Paradies und wie ein neuer Himmel vor uns aufthun. Espérance glaubt noch kein Meer gesehen zu haben, noch keinen Süden, und doch kommt sie aus Neapel, von seinen Höhen, aus seinen Gärten. In Neapel hat sie sich kühl und kritisch verhalten, in Sorrento schmilzt ihr ganzes Innere vor einem unsäglichem Wohlsein hin. Wie gesagt, sie fühlt sich zum ersten Male daheim auf der Welt, und da muß sie Angesichts dieser Heimath den Nadelstichen Petronella's stillhalten! Ach, wie gern würde sie die Hände gefaltet erheben und bitten: „Petro, sei nur diesen einen Tag, diesen einen Morgen, ja, nur diese eine Stunde gut zu mir und quäl' mich nicht mit den alten ewigen Geschichten!“

Sie thut es nicht. Die Erfahrung hat ihr gelehrt, daß Petronella dem Bauern gleicht, der nicht gebeten werden darf. Glaubst sie irgend welche Macht über einen zu besitzen, so ist gar kein Auskommen mit ihr. Man muß ihre Quälereien mit Indianerstoicismus ertragen, das ist die einzige Art, auf die man ihr einigermaßen Einhalt thun kann. Daher gibt Espérance es vorläufig auf, von der Terrasse zwischen den Delbäumen, deren Grün vor dem mittäglichen Glanz blässer und silberner geworden ist, den Besuch anzusehen. „Es wird heiß,“ sagt sie, „und wir müssen an's Anziehen für die Table d'hôte denken.“ — „Dazu haben wir noch Zeit — wir essen nicht vor zwei Uhr,“ ruft Petronella, der es gerade behagt, auf der glatten, kühlen Bank zu sitzen und an Espérance herumzusticheln. Espérance bewegt verneinend den Kopf. „Ich muß auch noch auspacken.“ — „Ich habe ausgepackt,“ bemerkt selbstzufrieden Petronella mit dem ihr geläufigen Tondruck auf ihr liebes Ich. — „Das glaub' ich schon,“ sagt Espérance trübselig, „aber das hilft mir nicht.“

Einen Augenblick lang ist sie versucht, sich von dem Gesang der Grillen einlassen zu lassen, der taktmäßig durch die flimmernde Mittagsstille schwirrt, aber sie nimmt sich zusammen und geht der neuen zeitweiligen Herberge zu. Wie sie dahinschreitet in ihrem einfachen grauen Reiseanzug, würde, wer sie früher gekannt, eine große Veränderung an ihr wahrgenommen haben, und zwar eine durch und durch günstige. Zudem sie mit fester Hand den Kerker ihrer ersten Jugend hinter sich zubrückte, ließ sie dort drinnen auf immer eingeschlossen das störrische, finstere, feindliche Kind, welches wir so vielfach gesehen haben. Was in die Freiheit hinaustrat, das war ein junges Mädchen mit offenem Herzen für die Menschheit, mit offenem Auge für alle Schönheit. Hatte sie auch von Seiten der Menschen hier und da Verwahrungen erhalten, daß es besser sei, das Herz nicht gar zu weit aufzuthun, so waren dies doch nur äußerliche Anstöße gewesen; innerliche Wunden hatte sie seitdem nicht mehr empfangen, und die alten waren geheilt, weil sie den ernstlichen Willen gehabt hatte, von ihnen zu genesen. Zugleich ist sie aller ihrer Verfündigungen gegen Dankbarkeit und Demuth eingedenk geblieben und weiß, wovor sie sich zu hüten hat. Wir erblicken sie also gesund, jung und muthig, aber keineswegs länger übermüthig, und wenn bisweilen noch zur leisen Melancholie geneigt, weil das in ihrer Natur liegt, doch gar nicht mehr weinerlich. Eine Persönlichkeit, von der es erklärlich ist, daß sie anzieht. Espérance fühlt mit Freuden, daß man ihr so allgemein wohl will, sie hat nach wie vor die liebenswürdige Schwäche, gern zu gefallen, nur darf dieses Gefallen keinen andern Charakter annehmen, als den allgemeinen. Vor jeder speciellen Annäherung eines Mannes, möge sie auch noch so leise angedeutet werden, hat Espérance eine heilsame Scheu behalten. Zum zweiten Male wird sie ihre Seele nicht wegwerfen, dessen ist sie gewiß, ohne sich durch irgend ein Gelöbniß geschützt zu haben.

Zweites Kapitel.

Rispoli.

Was man Sorrento nennt, das ist nicht die eigentliche Stadt, wo der Aufenthalt wenig paradiesisch sein dürfte, sondern es sind die Gärten und Willen, die sich in einem reizenden Gewinde um den krausen Saum des hohen Ufers hinziehen. Hier, in halber Höhe über dem Meere, mit dem ätherischen Abgrund des Golfs zu den Füßen, durch die Schatten des Delbaumes und der Agrumi einhüllend abgedehnt von dem Lärm und dem Staube der Straße und des Verkehrs, hier ist es, wo man sich mit so tiefer Wonne ausruht und viel eher als in Neapel: veder Napoli — sagen

könnte: veder Sorrento e morire, denn man ist ja schon halb unterwegs nach dem Himmel.

Eine der anmutigsten unter den Zufluchtsstätten der modernen Wanderer ist Rispoli, geheißten nach dem Namen eines Mannes, welcher zuerst gehaut haben soll, was für ein wichtiger Punkt Sorrento in dem allgemeinen Bewegungsbedürfnis werden könne. Wenn man seinem Biographen Glauben schenken darf, so sagte er, als er mit seinem Herrn, einem reichen Engländer, hinfam und in keinem Hause eine nur einigermaßen anständige Unterkunft fand, augenblicklich den Entschluß, diesem buchstäblich fühlbaren Mangel abzuhelfen. Demzufolge verließ er seinen Herrn und machte aus einem verödeten Nonnenkloster die Coccomella, dann aus der Villa Sanseverina das Hotel de la grande Bretagne. Später richtete er l'Albergo del Tasso und nach acht Jahren dort die Sirene ein, welche dem Tasso gegenüber lag und für das schönste aber auch theuerste sorrentinische Hotel galt. Als er jedoch in Jahre Achtundvierzig es kaum auf die Hälfte der bisherigen Einnahmen brachte, schlug er die Sirene gleichfalls los und erstand auf dem rechten Ufer des Rivolo, der steilen Bergschlucht, welche knapp vor der Stadt die Straße durchschneidet, einen großen Garten, der gerade dort anfing, wo die Brücke über den Rivolo in die Stadt führt. Bis dicht an das Meer gehend, war er der Länge nach halb mit Agrumi, halb mit Delbäumen bepflanzt; von Gebäuden war kein Stein vorhanden. Rispoli baute nun zuerst das alltägliche Haus rechts vom Eingang, welches später von der Familie bezogen wurde, dann das große Haus mit den drei Loggien übereinander, unter welchen die Zimmer sich nach der weiten Meerterrasse öffneten. Endlich begann er seitwärts von dieser das dritte kleinere Haus anzubauen, welches nicht vollendet werden sollte, denn als es eben halb fertig war, starb Rispoli, und die Familie ließ es stehen, wie es stand.

Hier haben die Gassers Quartier genommen. Sie füllten es gerade aus und sind so gänzlich für sich, wenn ihnen das nämlich wünschenswerth erscheinen sollte. Doctor und Doctorin sind im Erdgeschos, die beiden Mädchen über ihnen. Zu beiden Stockwerken gelangt man aus der Delhälfte des Gartens. Espérance steigt langsam drei Stiegenablässe zu einer kleinen Loggia hinan, die noch einmal so lang ist, wie das Haus oder Häuschen, so lang wie dieses hatte werden sollen. Die Stiege ist im Freien, die Loggia unter Dach. Von ihr geht rechts eine Glashür in ein kühles, dämmriges Schlafzimmer, ein Schlummerest, wie zwei Mädchen es sich nur träumen können. Als Espérance eintritt, weht ihr volle, köstliche Luft entgegen: der Glashür gegenüber steht die Thür zum Salon, dieser gegenüber ein großes Balkonfenster offen. Das Fenster ist ein Rahmen für Neapel, mit dem Besuch zur Rechten, mit Ischia zur Linken. Das Golfbild wirkt hier oben noch mächtiger und blendender. Espérance faltet die herabhängenden Hände und sagt auf französisch leise: „mein Gott, wie das schön ist!“ Das Schönste an diesem Juwel von Salon aber gewahrt sie jetzt erst: ein großes Balkonfenster rechter Hand, welches ursprünglich zu einer Thür in die zweite Hälfte des Hauses bestimmt gewesen ist. Die Familie Rispoli hat den ungeheuren Verstand gehabt, diese jetzt überflüssige Oeffnung nicht zumauern, sondern nur verglasten zu lassen. Dadurch haben die Glücklichen, denen hier zu wohnen vergönnt ist, einen zweiten Rahmen vor sich, in welchem sie zur Linken den Besuch und das Ufer nahe bei Castellamare, zur Rechten das sorrentinische bewundern dürfen. Dieses besonders ist eine wahre Malerstudie. Auf dem prächtigen, starrselbigen Vorgebirge Scutulo blickt aus Delgrün die kleine Häusergruppe von La Chiaja herab; unter ihr, in halber Höhe wie Sorrento, liegt Meta; dann schiebt sich ein anderes Felsencape vor das Piano di Sorrento; endlich zeigt die Villa des Prinzen di Trepace, hinter welcher Coccomella, die Gran Bretagne und verschiedene fürstliche Privatvillen verborgen sind, eine weiße Ecke, einen hohen weißen Schornstein und einen üppigen Garten. Was jetzt folgt, ist der Garten von Rispoli mit seinen capriciösen Details in Gestein, mit seinen einzeln schwebenden Delbäumen und der breiten Schattenmasse eines Feigenbaumes. Espérance sieht und starrt sich fast die blauen Augen aus, da lacht Petronella hinter ihr: „Nicht so, daß Du Dich ankleidest?“

„Sieh das rosenrothe Feuer dort,“ — Espérance meint mit „dort“ den Garten von Trepace — „das sind Oleanderblüthen,“ sagt Espérance, ohne sich stören zu lassen.

„Du hast wohl noch keine Oleanderblüthen gesehen?“ fragt Petronella.

„Die so weit leuchten? Nein.“

Willst Du Dich bei ihrer Erleuchtung nicht ankleiden?“ Jetzt dreht Espérance sich um, legt Petronella beide Hände auf die Schultern, sieht ihr in die Augen und fragt bittend eindringlich: „Petro, gefällt es Dir denn gar nicht hier?“

Petronella überlegt sich die Sache und antwortet vergnügt: „Ja, es gefällt mir schon; hauptsächlich gefallen mir die blauen und weißen Ziegel, die sehen so reinlich aus.“ Die Zimmer und Loggia sind nämlich mit den gleichen Ziegeln belegt, wie die Terrassenbank draußen, und Petronella hat Recht. Diese Fußböden machen einen hellen, frischen, um so zu sagen, holländischen Eindruck. Aber sich vorzugsweise an ihnen zu freuen, anstatt an den rosig brennenden Oleandern drüben im Garten des Prinzen und — am ganzen Sorrento — Espérance weiß nicht, soll sie lachen oder sich ärgern. Sie thut das Gescheidtere und lacht. Petronella lacht auch, dann hilft ihr Espérance geschwind auspacken, und eine halbe Stunde später sitzen beide Mädchen neben Doctor und Doctorin an der Tafel des langen Speisezimmers im Erdgeschos des großen Hauses. Speisesaal kann man den Raum nicht nennen, er ist so schmal und hat nur ein Fenster, das nach der Drangenhälfte des Gartens geht. Signor Luigi rühmt ihn als Fresco. Signor Luigi ist der Secretär, das Factotum des Hauses, war fünfundzwanzig Jahre bei Rispoli, dient seit dessen Abscheiden der Wittve als Stütze und gibt jetzt eben mit dem Cameriere gravitatisch das Diner herum. Wenn er nur mehr Schüsseln herumzugeben hätte, oder wenigstens etwas mehr auf den Schüsseln! Die Gassers, die als echte Südtiroler sich einer gefundenen Luft erfreuen, finden die Beschaffenheit des Diners bedenklich und verständigen sich darüber, sobald sie nach Tische auf der Terrasse sind.

„Ich fürchte, wir werden hier hungern,“ sagt kopfschüttelnd Doctor Gasser.

„Im Paradiese braucht man nicht zu essen,“ befehrt ihn Petronella.

„Im Paradiese — jei's, aber in Sorrento?“
„Espe behauptet, Sorrento sei das Paradies.“ Espe ist die Gasser'sche Abkürzung für Espérance, wenn diese nicht Hundemoidl ist.

„Oh, Fräulein Espe, da geben Sie doch morgen Ihre Portion,“ schlägt der Doctor vor.

„Halbpart, Anderl,“ lacht die junge Frau.

„Wenn Herr Doctor und Frau Doctorin beide von meinem Theile haben wollen, so hat keines was,“ entscheidet Espérance. „Es wird daher besser sein, daß ich esse, was für mich ist.“

„Oho Espe, so irdisch im Paradiese!“ declamirt Petronella. „Und der Apfel?“ fragt Espérance. „Wo ist der gegessen worden, wenn nicht im Paradiese?“

„Du bist geschlagen, Petro,“ sagt der Doctor resignirt. „Aber ernsthaft, ich hoffe, morgen wird es mehr geben. Sie waren vielleicht heute nicht auf uns eingerichtet.“

„Wenn sie sich nur morgen auf uns einrichten wollen,“ meint die Doctorin, „aber ich fürchte, wir sind bereits heute als Viehfräse notirt. Signor Luigi sah höchst mißbilligend aus, so oft Du noch verlangtest. Ich getraute mich gar nicht, es auch zu thun; ich glaube, der Herr Secretär zählte uns jeden Bissen nach, den wir in den Mund stecken.“

„Das Ueble ist,“ nimmt Espérance mit ihrer anmuthigen Klugheit das Wort, „daß wir mit lauter Griechen hier sind, die, wie wir selbst ja von uns her wissen, so gut wie von der Luft leben. Viel mehr haben die heute auch nicht gegessen — immer nur du bout des lèvres und dann stumm dankend den Kopf geneigt. Mit denen verglichen sind wir allerdings fürchterliche Esser.“

„Und wenn man sich zurückruft, wie die Helden Homer's schlagen,“ spricht der Doctor, der bisweilen seine klassischen Erinnerungen an die Sonne bringt. „Wenn wir doch einige von denen zu Tischgenossen hätten statt der neuen Hellenen!“

„Wir brauchten nur einige von den Piemontesen, die wir in Neapel immer far pranzo machen sahen,“ gibt Petronella dazu. „Die Berge von Maccaroni, welche in ihren Gurgeln verschwanden!“

„Ja, sie nährten sich,“ stimmt die Doctorin bei; „sie machten Mittag als Herren des Landes.“ Die Doctorin Gasser kann als strengkirchliche Tirolerin die Piemontesen nicht ausstehen.

„Espe spricht bedächtig: „Ich glaube, sie aßen ohne alle politischen Hintergedanken, bloß aus Naturtrieb.“ „Das glaub' ich auch,“ sagt der Doctor. „Aber, wißt Ihr — das blonde Paar, die Frau neben mir und der Mann oben an der Tafel, das waren Deutsche, und sie gaben an Wenigessen den Griechen Nichts nach.“

„Es waren Norddeutsche,“ sagt Espérance, „und in Norddeutschland ist es ‚sein‘, nicht zu essen.“

„Nun, da wir uns unter lauter Mäßigkeitsungeheuern befinden, so bleibt uns nur übrig, auf die Marende zu warten,“ schließt der Doctor.

Sie warten, doch sie erwarten sich Nichts. Die Marende, der Nachmittagskaffee schließt sich mit einer strengen Logik dem Diner an. Wenig Kaffee, wenig Zucker, nicht viel Milch, nicht viel Gebäck und sehr wenig Butter — der Doctor seufzt, die Doctorin lacht, Espérance lächelt, Petronella wird böse und fährt Espérance an: ob sie nicht endlich in die Kirche wollen? Espérance ist gehorjam bereit; Petronella ist noch kirchlicher, als ihre neue Tante: diese verjämmt bisweilen eine Frühmesse oder eine Vesper, Petronella nie, oder doch nur gezwungen und darum höchst ungern. An die Verpflichtung, diese vielen äußerlichen Religionsübungen auch innerlich auf sich wirken zu lassen, denkt sie nicht: wie sie in die Kirche hineingeht, so kommt sie auch wieder heraus, jetzt z. B. wie eine stechgerige kleine Mide, die es sich angelegen sein läßt, dem armen Hundemoidl geschwind etwas blaues Blut abzu- zapfen. Die Griechen haben Espérance zu viel Aufmerksamkeit bewiesen; das hat Petronella blutdürstig gemacht. Espérance, welche das Kirchengehen nicht länger als einen Frohn- dienst, sondern wirklich als Gottesdienst betrachtet, bringt aus der Messe immer eine höhere Stimmung mit, die sie auch heute über Petronella's vorzugsweise bissige Angriffe erhebt.

Sie stellt der Kleinen vor, daß die Griechen an sie so wenig wie an Jemand sonst ein Wort gerichtet haben: „denn sie sind nicht minder stumm als mähig,“ schließt sie. — „Das macht Nichts,“ erwidert Petronella, „sie haben Dich doch mehr angesehen, als Jemand sonst.“ — „Haben sie?“ entgegnet Espérance. „Nun, vielleicht sind sie davon satt geworden. Gönnt' es ihnen.“

Es ist nicht möglich, diesen Nachmittag Streit mit Espérance anzufangen, Petronella schiebt sich in's Unabänderliche. Aber die Stunden bis zum Abendessen müssen hingebracht werden. Die Mädchen kaufen ein Duzend von den Vändern, welche die Sorrentinerinnen breiter und schmaler in so reichen Farben weben. Dann schlendern sie von der Brücke rechts auf dem linken Ufer des Nivolo den breiten Weg nach der kleinen Marina hinunter. Männer und Frauen tragen in weißen Tüchern auf dem Rücken große offene Kisten mit Agrumi in bereit liegende Schiffe. Die goldenen, eben gepflückten Früchte schimmern durch das weiße Papier, in welches sie eingewickelt sind. Ein Barcarol von der kleinen Marine hat die jungen Damen gleich ausgespäht; es ist nicht eigentlich Saison in Sorrent, und die Fremden lassen sich zählen; unser Barcarol schlängelt sich an, bietet sich und seine Barke dar — ein göttlicher Abend — wollen die Signorine nicht? — eine kleine passeggiata — das Meer ist wie ein Himmel. Espérance hätte nicht übel Lust — fragend blickt sie auf Petronella nieder. Die schneidet ihr ein wüthendes Gesicht und schandert: was — auf's Meer — sie? Nein, sie dankt. Kommt's auf sie an, so bleibt das Meer von nun an ein für alle Mal liegen, wo's liegt — sie hat noch genug von der Fahrt zwischen Genua und Neapel. So muß Espérance auf die Einladung Antonio's mit bedauerndem Achsel- zucken antworten, obwohl er ihr eine alte Briestafche hinhält, die ganz voll von Zeugnissen für seine Vortrefflichkeit als Barcarol steckt. Espérance glaubte ihm auf's Wort, doch was kann sie thun, da die Freundin eine so schlechte Marinara ist? Das sieht Antonio ein, aber hoffnungsvoll meint er: „einen andern Tag lassen wir die Freundin zu Hause.“ Espérance lächelt und sagt nicht Ja, nicht Nein; er nimmt an, sie habe Ja gesagt, verheißt ihr die Grotten, Craba, wie er Capri, l'Amarfe, wie er Amalfi ausspricht. Wo hält sie sich auf? In Rispoli? Schöne Aussicht, schlechter Wein, sagt

Antonio. Soll Antonio bessern besorgen? Und soll Antonio einen Wagen besorgen? Nach Massa? Nur drei Franken und einen halben. In Rispoli verlangen sie den Fremden fünf ab, das weiß ein Jeder. Als Antonio so weit ist, haben die beiden Mädchen, langsam aufsteigend, die Brücke wieder erreicht, und Espérance belohnt Antonio's Anerbietungen, als wären es ebenso viele Dienstleistungen gewesen. Um sich ihr dankbar zu erweisen, kündigt er an, daß er heute manteroni essen werde.

Petronella schaut, als sie über die Brücke gehen, recht mitleidig an Espérance in die Höhe und fragt: „Wofür hast Du ihn denn bezahlt?“ — „Für seinen guten Willen,“ entgegnet Espérance. „Es lag ja nur an uns, daß wir ihn nicht alles Mögliche thun ließen, und dann — ich mußte doch irgend einem Menschen eine Freude machen, weil —“ „Nun, weil?“ — „Weil Sorrento gar so schön ist.“

„Espérance spricht die letzten Worte, als ob sie Thränen verschlucken müßte. Petronella nimmt sich ernstlich vor, sie will den Onkel fragen, ob nicht etwa die Sorrentiner Luft überreizend auf Espe's Gehirn wirkte? Einstweilen kommen sie genau zum Abendessen heim, bei welchem die Griechen sich in Allem gerade so verhalten, wie beim Mittagmahl, die Norddeutschen hingegen es möglich machen, sich noch mäßiger zu zeigen. Antonio hat Rispoli's Wein nicht verleumdet: er ist nicht gut, und hauptsächlich ist er schwach, aber den Nord- deutschen muß er doch auf die Nacht noch so stark sein, denn sie trinken zu etwas Casio cavallo, dem Käse, welcher ritz- lings auf einer Stange getrocknet wird, eine Limonade, welche sie selbst mit echt süditalienischer Vermeidung des Zuckers sich bereitet haben. Befanntschafft hat das blonde Paar noch nicht mit sich machen lassen; es weiß augenscheinlich nicht, ob man bei intellectueller Bewußtsein mit solchen Essern ver- kehren darf. Trotz des Eindrucks, welchen sie als Alles ver- zehrende Geschöpfe hervorgebracht haben, sind die Gassers, Espérance unbegriffen, am Abend so wenig satt geworden, wie am Mittag. Doctor Gasser versucht, diese Thatsache dem würbewollen Signor Luigi auf eine feine Art begreiflich zu machen, indessen die Art muß gar zu fein sein, denn das Factotum von Rispoli versteht den Doctor weder auf italia- nisch, noch auf französisch, und Espérance, welche vom Doctor zu Hilfe gerufen wird, entschließt lachend, um, wie er gräm- lich bemerkt, auf der Terrasse einen Nachtschiff von Mondlicht und Nachtklutz zu sich zu nehmen. Espérance fragt: was sie denn Besseres thun könne? „Meine Dolmetscherin sein, um dem Gattel beizubringen, daß wir essen wollen,“ erwidert der Doctor überredend, Espérance jedoch, welche den Signor Luigi soeben in der vollen Würde der geistigsten aller Vatermörder von daunen schreiten sieht, erklärt rund heraus: mit dem Narren möge sie kein Wort reden. „Also lieber hungern?“ fragt der Doctor wehmüthig. Sie lacht und nickt.

„Verhungern?“ fährt er fort. — „So arg wird es nicht werden,“ tröstet sie; „höchstens machen wir eine kleine Hunger- cur durch, die uns recht gut thun wird. Ich fange wirklich an zu glauben, daß wir in Tirol zu viel essen.“ — „Da sieht man schon die Wirkung des schlechten Weipfels!“ seufzt der Doctor; Espérance aber unterbricht ihn schelmlich: „machen Sie lieber ein schönes Gedicht auf diese unsere erste sorrenti- nische Nacht, eines, das sich mehr zu Venau hinüberneigt. Sehen Sie denn nicht, wie verheißend der Besuv heute qualmt? Vielleicht gibt er uns endlich einmal ein bißchen Feuer zu sehen.“ — „Ja, der alte Berg raucht eine recht schöne Pfeife,“ sagt der Doctor betrachtend. Espérance lacht hell auf, was bei ihr selten ist. „Das ist weder Heine, noch Venau,“ ruft sie. — „Verzeihung, im Gegentheil, das ist ganz und gar Heine,“ widerspricht der Doctor, und scandirt mit den Fin- gern auf der Terrassenbalustrade: „der alte Berg raucht eine schöne Pfeife — da haben Sie gleich den ersten Vers. Sie dürfen nur ‚recht‘ weglassen.“

„Good evening — pardon, bon soir,“ sagt eine freund- liche Stimme. — „Ich habe die Ehre —“ erwidert ganz erschrocken der Doctor und sucht den Herrn zu erkennen, der sich ihnen genähert hat. „Wer ist es denn?“ raunt er Espé- rance zu. „Guten Abend, Monsieur Martin,“ antwortet Espérance auf Französisch. „Sind Sie glücklich angekommen?“

Nun weiß Doctor Gasser, daß der Besucher der Mann der von Petronella erwähnten Engländerin ist. Er ist Bankier in Neapel, seinem Schwiegervater im Geschäft gefolgt, einer von den netten, einfachen Engländern, deren es weit mehr gibt, als man zu glauben geneigt ist. Seine Frau hat ihn geschickt. Sie hat den halben Tag zu Bett gelegen, darum sind sie erst spät von Castellamare angelangt; „unmittelbar vor dem Diner,“ sagt Herr Martin. Aber seine Frau läßt doch noch ihre Antunft melden, und the Baroness — die jun- gen Ladies bitten, sie möchten gleich morgen sie besuchen und zwar recht früh.

„Was nennen Sie früh, Monsieur?“ fragt Espérance. „Sie wissen, Engländer haben andere Stunden, als wir.“ „In Sorrento gibt's keine bestimmten Stunden,“ jagt lächelnd Herr Martin.

„Ist Dir Elf recht, Petro?“
„Warum mir recht?“
„Weil Du doch mitkommst.“
„Ich weiß noch nicht, ob ich mitkomme, aber wenn ich mitkomme, so ist Elf mir recht.“
„Um Elf?“ fragt Espérance.

„Um Elf, oh yes,“ antwortet der Engländer, welcher leicht in sein Idiom geräth, obgleich er schon seit zwölf Jahren in Neapel wohnt.

Er will sich empfehlen, da hält Doctor Gasser ihn an und erkundigt sich, ob ein Baron von Planta nicht auch in Tasso's Haus wohne? Man habe ihm, Doctor Gasser, in Neapel diese Adresse gegeben.

„Sie suchten ihn in Neapel auf?“ fragt Herr Martin. „Ohne ihn zu treffen. Ich habe einen Brief von seinem Bruder an ihn.“

„Von dem Kapitän?“
„Ja, er ist Kapitän. Sie kennen ihn, Monsieur Martin?“
„Dem Namen nach und von Ansehen beide Brüder.“
„Der Kapitän reist jetzt in der Schweiz.“
„Dieser, der jetzt hier wohnt, ist für gewöhnlich in Neapel — er ist beim Tribunal angestellt.“
„Dort eben suchst ich ihn auf und man jagte mir, er sei auf Urlaub.“

„Sie suchten ihn in Neapel auf?“ fragt Herr Martin. „Ohne ihn zu treffen. Ich habe einen Brief von seinem Bruder an ihn.“

„Von dem Kapitän?“
„Ja, er ist Kapitän. Sie kennen ihn, Monsieur Martin?“
„Dem Namen nach und von Ansehen beide Brüder.“
„Der Kapitän reist jetzt in der Schweiz.“
„Dieser, der jetzt hier wohnt, ist für gewöhnlich in Neapel — er ist beim Tribunal angestellt.“
„Dort eben suchst ich ihn auf und man jagte mir, er sei auf Urlaub.“

„Sie suchten ihn in Neapel auf?“ fragt Herr Martin. „Ohne ihn zu treffen. Ich habe einen Brief von seinem Bruder an ihn.“

„Von dem Kapitän?“
„Ja, er ist Kapitän. Sie kennen ihn, Monsieur Martin?“
„Dem Namen nach und von Ansehen beide Brüder.“
„Der Kapitän reist jetzt in der Schweiz.“
„Dieser, der jetzt hier wohnt, ist für gewöhnlich in Neapel — er ist beim Tribunal angestellt.“
„Dort eben suchst ich ihn auf und man jagte mir, er sei auf Urlaub.“

„Sie suchten ihn in Neapel auf?“ fragt Herr Martin. „Ohne ihn zu treffen. Ich habe einen Brief von seinem Bruder an ihn.“

„Von dem Kapitän?“
„Ja, er ist Kapitän. Sie kennen ihn, Monsieur Martin?“
„Dem Namen nach und von Ansehen beide Brüder.“
„Der Kapitän reist jetzt in der Schweiz.“
„Dieser, der jetzt hier wohnt, ist für gewöhnlich in Neapel — er ist beim Tribunal angestellt.“
„Dort eben suchst ich ihn auf und man jagte mir, er sei auf Urlaub.“

„Sie suchten ihn in Neapel auf?“ fragt Herr Martin. „Ohne ihn zu treffen. Ich habe einen Brief von seinem Bruder an ihn.“

„Von dem Kapitän?“
„Ja, er ist Kapitän. Sie kennen ihn, Monsieur Martin?“
„Dem Namen nach und von Ansehen beide Brüder.“
„Der Kapitän reist jetzt in der Schweiz.“
„Dieser, der jetzt hier wohnt, ist für gewöhnlich in Neapel — er ist beim Tribunal angestellt.“
„Dort eben suchst ich ihn auf und man jagte mir, er sei auf Urlaub.“

„Sie suchten ihn in Neapel auf?“ fragt Herr Martin. „Ohne ihn zu treffen. Ich habe einen Brief von seinem Bruder an ihn.“

„Von dem Kapitän?“
„Ja, er ist Kapitän. Sie kennen ihn, Monsieur Martin?“
„Dem Namen nach und von Ansehen beide Brüder.“
„Der Kapitän reist jetzt in der Schweiz.“
„Dieser, der jetzt hier wohnt, ist für gewöhnlich in Neapel — er ist beim Tribunal angestellt.“
„Dort eben suchst ich ihn auf und man jagte mir, er sei auf Urlaub.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Abendwanderung.

Novellette von Ernst Eckstein.

Da schlägt die Wanduhr auf meinem Corridor sechs . . . Schon seit mehr als einer Stunde sitze ich hier bei dem wichtigen Quartband, ohne über die erste Seite hinauszukommen. Die Wahrheit geredet, ist es eine polizeiwidrige Thorheit, sich so gegen Laune und Behagen zum Studium zu zwingen, bloß weil man sich vorgenommen hat, ein gewisses Material bis da und dahin zu erledigen. Diese ewigen Theorien! Diese unablässigen Philosopheme! Man verliert schließlich vor lauter ästhetischer Fachbildung den un- befangenen Blick und den naturwüchsigsten Geschmack. Eine Stunde vor der Danae Titian's ist, alles in allem, fruchtbarer, als hundert Erwägungen über das Gesetz des goldenen Schnitts; und wer die Schönheit nicht in den lebendigen Originalen bewundern kann, dem frommt kein Speculiren und Grübeln: sein Urtheil bleibt ewig laienhaft.

Ist ein wahrhaft ästhetisch angelegtes Naturell überhaupt mit dem Joch der Ehe vereinbar? Ich bin jetzt seit elf Monaten verheirathet. Meine Josephine ist die Liebenswür- digkeit selber . . . und doch trage ich das unbefinnte Be- wußtsein mit mir herum, daß ich vom Standpunkt des rein Menschlichen etwas eingebüßt habe. Ich bin so häuslich, so philiströs solid geworden, daß die Mäusen mich gewiß schon halb und halb zu den verlorenen Söhnen rechnen. Wenn ich bedenke . . . ehemals . . . die burleske Umgebung, die Friihe der Weltanschauung, die genialische Lust an Aben- teuern . . . und jetzt . . . bei Gott, ich glaube, es vergehen manchmal drei, vier Wochen, ohne daß ich einer einzigen ge- diegenen Kneiperei anwohne. Und nun läßt sie mich seit einigen Tagen überdem noch allein, anstatt, wie sonst, drüben in der Ecke auf der kleinen Ottomane zu sitzen und meine Studien mit einer Handarbeit zu begleiten. Mein Geburtstag ist in der Nähe, und da es eine Ueberraschung gilt, so ver- bleibt sie in ihrem Boudoir und hält eine strenge Claustr ein. Die gute Seele! Sie meint es so ehrlich, und es ist eigentlich undankbar, daß ich mich in dieser mißanthropischen Stimmung befinde, aber die Thatsache ist nicht zu ändern, und alle Gefühle der Zuneigung können mich nicht abhalten, diese ehrfame Monotonie des bürgerlichen Daseins hin und wieder ein wenig farblos zu finden.

Warum bin ich eigentlich so gutmüthig, mir diese auf- gegungene Einsamkeit gefallen zu lassen? Das Wetter ist herrlich, drei Grad Kälte und mondhell . . . bis zum Thee habe ich noch zwei Stunden Zeit. Wer weiß, ob mir da draußen nicht irgend etwas begegnet, was mich aus dem Cirkel meiner Alltagsempfindungen herausreißt. Apollo ist mein Zeuge, daß ich nur aus rein künstlerischen Gesichtspunkten, nur um diese schlichte Existenz etwas effectvoller zu coloriren, nur um der ästhetischen Anregung willen . . . Doch ich thue gerade, als bedürfte ich vor mir selber einer Ent- schuldigung! Lächerlich! Ich kenne meine Pflichten aber auch meine Rechte.

Langsam richte ich mich empor, lege die Opera omnia meines Theoretikers bei Seite und fahre in meinen Ueber- zieher. Den Hut setze ich ein wenig nach links aufs Ohr; das verleiht der ganzen Erscheinung etwas Keckes und Selbst- bewußtes und wirkt indirect auf die Gemüthsverfassung.

So und nun den Stock — nicht jenes biedere, wichtige Olivenholz mit der familienwäterlichen Krücke, das ich ge- wöhnlich zu tragen pflege, sondern dieses elegante Bambus- rohr, mit dem ich einst in den goldenen Tagen der süßen Zügendeselei den alten Seligmann abgefuchelt, als er mir in gar zu dringlicher Weise ein unangenehmes Papier prä- sentirte.

An der Gasflamme des Hausflurs zünde ich mir im Vorbeigehen eine Cigarre an, qualme ein paar bedeutungs- volle Rauchwolken wider die Decke und schreite dann elastischen Wandels durch die mächtige Gogenpforte ins Freie.

Ein herrlicher Abend! Friedlich träufelt sich der Rauch über den Dachfirsten, wie verübte Wölflchen, die unter dem Ruffe des Mondscheins im Azur zerfließen. Die Facaden der Südseite liegen fast in tagheller Beleuchtung; nur in den kleinen Vorgärten flimmert eine sanfte bläuliche Dämmerung. Es ist still hier draußen in dem einsamen Parviertel, still wie in dem Dasein eines christlichen Chemanns. Nur selten wandelt ein Ereigniß in Gestalt eines sorgfältig frisirten Livreebedienten oder eines Dienstmädchens über den hart ge- stampften Bürgersteig. Alles athmet eine behäbige Ruhe, eine zahlungsfähige Sicherheit. Selbst das Rollen der Equipagen beschränkt sich hier auf bestimmte Stunden des Tages, und jetzt, um sechs Uhr, ist in dem ganzen Quartier keine Achse in Bewegung. Das Theater beginnt erst um sieben und die Spazierfahrten endigen mit hereininkender Dämmerung.

Allmähig führt mich der Weg in belebtere Stadtviertel. Rechts und links tauchen Magazine und Läden auf. Die Zahl der Fußgänger vermehrt sich: auf dem Damme kreuzen sich die Droschken und Lastwagen. Noch zehn Minuten und ich befinde mich mitten im Herzen des großstädtischen Verkehrs. Hinter den glänzenden erleuchteten Spiegelscheiben winken mir alle Schätze Europas in geschmackvoller Anordnung. Ein wahres Chaos von Fuhrwerken nimmt die ganze Länge und Breite der Straßen ein. Die Schaaren der Fußgänger schieben sich in buntem Gewimmel an den blitzenden Etalagen vorüber. Die ganze Atmosphäre summt und dröhnt von einem unentwirrbaren Zueinanderklang hundert verschiedener Geräusche, deren Ensemble auf die Nerven des Großstädtlers ebenso wohlthätig wirkt, wie die Landluft auf das Naturell eines Dorfpastors.

Von allen Seiten bestürmen mich neue, bewegende Ein- drücke. Nahezu sechs Wochen sind verfloßen, seit ich zum letzten Mal eine abendliche Flanade über diese Trottoirs unternahm, und es war damals obendrein eine äußere Veranlassung, die mich hierher führte, ein specieller Zweck — was dem eigentlichen Spirit des Bummelns bekann- termaßen völlig zuwiderläuft. Nein, ich begreife mich nicht! Sechs Wochen halte ich's aus da drüben in meiner beschau- lichen Einsamkeit, und hier wogt und brandet ein Ocean von Bildern und Stimmungen, wie ihn die Seele farben- prächtiger nicht wünschen kann.

Ich setze meinen Hut noch um eine Nuance schiefers aufs Ohr, fasse den Stock in der Mitte und runzle die Stirn wie

ein übermüthiger Dandy, der im nächsten Augenblick eine Welt zu erobern gedenkt.

Jetzt begegnet mir eine Mutter mit zwei Töchtern. Wohlgebaute Blondinen im Stile Paolo Veronese's. Wahrhaftig, die eine hat ein ganz allerliebste Gesichtchen; etwas geistlos, das ist wahr; aber Du lieber Gott, am Ende ist der Geist nur ein Vorurtheil, und von der Leinwand wirkt das üppige Carnat jedenfalls energischer, als der seelische Duft einer feingeschnittenen Lippe. Beim Himmel, wenn ich ebensoviele Technik als Verständnis besäße, ich möchte diese fastige Blondine malen, wie Titian seine Catharina Cornari gemalt hat, als schlichtes Porträt ohne irgend welche artistische Zuthat . . . und jetzt diese hübsche Magdalena . . . So wahr ich lebe, das Original zu dem famosen Gemälde Murillo's in optima forma. Es ist eine wahre Schande, daß ich mir seit Monaten eine so peinvolle Reserve auferlege, und lediglich aus Rücksicht . . . Alle Vorzüge können sich doch nun einmal unmöglich in einer und derselben Person vereinigen. Josephine ist hübsch, freundlich, aufmerksam, zärtlich, liebenswerth, kurz, vom Standpunkte eines christlich germanischen Alltagslebens betrachtet, das Ideal einer jungen Frau. Aber in rein künstlerischer Beziehung, mit dem Auge eines Raphael oder eines Correggio gesehen . . . pah, man wird nothgedrungen einseitig, wenn man sich jeder anderweitigen Bewunderung enthalten will.

Nachdenklich setze ich meine Wanderung fort. Ein gelinder Groll gegen unsere sociale Ordnung spintt seinen Nebelschleier um meine pessimistisch angekränkelte Seele. Warum nehmen es die Frauen auch nur so heillos übel, wenn man gelegentlich eine ihrer Mitschwester hübsch findet! Ich erinnere mich noch des seltsamen Blickes, den mir Josephine zuwarf, als ich im verwichenen Herbst jene dunkeläugige Unbekannte im Foyer des Victoria-theaters mit dem Vorgrün fixirte. Für etwas Romantisches haben diese Töchter aus guter Familie absolut keinen Sinn. Als ob meine Neigung unter einer derartigen praktischen Studie im mindesten leiden könnte. Ein künstlerisch angelegtes Herz verlangt mehr als die bloße häusliche Glückseligkeit, und schließlich — der Teufel weiß, wie es zugeht, aber das Factum bleibt unanfechtbar — schließlich haben diese Unbekannten immer ein gewisses Etwas, das den uns so wohlbekannten Gattinnen abgeht, ein nescio quid von poetischem Zauber, einen Hauch von geheimnißvoller Novellistik, dessen nähere Definition ebenso unmöglich ist, wie die Analyse des Schönen überhaupt.

Was ist das zum Beispiel für eine reizende, graziose Gestalt, die da quer über die Straße kommt und jetzt in den Galanterieladen eintritt! Ein Füßchen zum Entzücken, und eine Anmuth in jeder Bewegung, wie man sie eben nur bei Unbekannten findet.

Ich trete an das Schaufenster. Ein Seufzer entringt sich meiner Brust, lang und gepreßt, wie ein Passus aus Schopenhauer's Kapitel über das Leiden der Welt. Zwischen den Fächern und Schmuckstücken hindurch dringt mein Blick in das Innere des Gewölbes. Die schöne Unbekannte kehrt mir den Rücken. Jetzt beugt sie sich über den Ladentisch, um eine Waare in Augenschein zu nehmen. Wie pittoresk war diese Wendung des Arms, und wie geschmackvoll sie gekleidet ist! Hier erkennt man so recht den Unterschied zwischen dem Schlicht-Bürgerlichen und dem Classisch-Poetischen. Mich dünkt, ich habe eine ähnliche Sache auch bei Josephinen gesehen, aber wie ganz anders war der Effect! Hier eine gewisse Genialität im Faltenwurf, dort eine nüchterne Accuratez, eine ruhige Einfachheit, die für gewisse Charaktere ihren Reiz haben mag, aber auf die Dauer eine ästhetische Noth läßt. Kleider machen Leute, sagt das Sprichwort; mit der gleichen Berechtigung kann man die These umkehren. Dasselbe Gewand von verschiedenen Personen getragen ist nicht mehr dasselbe. Die Individualität haucht dem Kleidungsstück ihr ganzes Wesen ein. Ich glaube, Aspasia wäre im Stande einen Zwillingskittel so zu drapiren, daß er einen königlichen Purpur beschämte.

Und diese reizende Robe! Einfach und anspruchslos und doch bedeutend und charakteristisch. Diese staubfarbene Nuance hat etwas Aristokratisches. Warum Josephine einen derartigen Stoff nicht gewählt hat? Aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Gewisse Dinge existiren nicht für die normale deutsche Hausfrau; man entdeckt sie nur fernab von dem Weichbilde des heimischen Herdes.

Wie lange sie wählt und prüft! Auch hierin offenbart sich ein distinguirter Charakterzug. Da . . . da . . . um ein Haar hätte ich ihr Gesicht zu sehen bekommen. Das Stückchen Wange, das mir in düstiger Verklärung entgegengeleuchtet hat, erweckt eine unwiderstehliche Sehnsucht in mir, das ganze ambrosische Angesicht aus der nächsten Nähe zu schauen. Ich interessire mich jetzt so glühend für diese schöne Käuferin, daß es mich bereits nach ihrer Biographie gelüftet. Wo mag sie wohnen? Wie mag sie heißen? Das beste ist, ich lasse sie hier vorbeipassiren und gehe ihr dann nach, sitzhaft und in bescheidener Entfernung, wie es einem verheiratheten Aesthetiker geziemt . . . oder nein . . . ich sehe nicht ein, weshalb ich so übermäßig bescheiden sein sollte. Mein Naturell steht mit einem solchen Vorsatz in diametralen Widerspruch. . . Nun, wir werden ja sehen.

Ah, da kommt mein trefflicher Freund Leo. Schon von fern lacht er mich mit dem ganzen Vollmond seines biedereren Kneipgesichts an, als wolle er sagen: „Triffst man Dich auch endlich wieder einmal unter den Lebenden?“

„Auch ich bin erfreut, Dich zu sehen, wackerer Genosse meiner akademischen Ausschweifungen, unvergleichliches Danaidenfaß, in dessen bodenlosem Schlunde so manches Quart Lagerbier und so manche Punschbowle ein ruhmloses Ende gefunden.“

Er schüttelt mir mit der grüßlichen Verkuessenschaft die Rechte und brummt in tiefsten Basse eine Phrase freundschaftlichen Entzückens.

„Wie jammerschade,“ fügt er nach einer Weile hinzu, „daß ich gerade jetzt nicht Herr meiner Zeit bin.“

Er sieht auf die Uhr.

„Ich muß meine Tante ins Concert führen,“ seufzt er stirnrunzelnd, „und gewahre mit Schrecken, daß ich bereits eine Viertelstunde Verspätung habe.“

„Ah, die Hofrätin! Nun, sie molestirt Dich selten genug und als Erbante verdient sie einige Rücksicht. Ich will Dich bei Leibe nicht aufhalten.“

Noch einmal schüttelt er mir die Hand und poltert dann fürbaß über das Pflaster.

Versucht! In der Zwischenzeit ist mir meine schöne Unbekannte entwichen. Hole der Hente alle Kneiptameraden und Hofrätinnen. Doch halt, dort biegt die Goldselige um die Ecke. Das war noch gerade Zeit, sonst hätte ich den Engel für immer verloren. Auf und ihr nach!

In weniger als einer Viertelminnte habe ich mich ihr auf fünfzehn Schritte genähert. Es hält schwer, sie bei dem dichten Menschengewühl im Auge zu behalten. Dabei schreitet sie tüchtig zu. . . Ja, ja, solche novellistische Naturen sind stets gute Fußgängerinnen. Im Sommer begegnet man ihnen auf dem Gipfel des Pilatus oder auf den Gletschern des Chamouny-thals. Ich kenne die Sorte. . .

Jetzt schwenkt sie seitwärts ab. Aha, sie nimmt den Weg nach der Gertraudenstraße quer über den Markt. Nun, um so besser, auf diese Weise entferne ich mich nicht von dem Parkviertel. Es ist sieben, ich habe also vollauf Muße, mein peripatetisches Abenteuer bis auf die Gese auszustoßen. Ich muß jetzt erfahren, welche Göttin in dieser reizenden Hülle wandelt, oder meine Mißstimmung erklärt sich in Permanenz.

Wie seltsam doch mitunter der Zufall spielt! Da biegt sie richtig in die neue Anlage ein. Ich kann ihr also unter allen Umständen ohne Zeitverlust bis an ihre Wohnung folgen, und wenn sie am äußersten Ende der Stadt residirt. Wirklich, Fortuna ist mir hold. Es hätte sich doch ebensoviel treffen können, daß die kleine Zauberin mich nach dem Ludwigshain oder den Bernstädter Linden gelockt hätte!

Jetzt scheint sie bemerkt zu haben, daß ich ihr auf den Fersen bin. Sie hat leise den Kopf gewendet, sie beschleunigt ihre Schritte. Das ist entweder ein Zeichen von hohem sittlichem Ernst, oder von reizender Koketterie. Aber Gott sei Dank! Noch bin ich nicht so sehr zum Philister geworden, daß ich nicht im Stande wäre, eine solche Parforcepromenade auszuhalten.

Noch habe ich mich von dem Embonpoint deutscher Familienväter freizuhalten gewußt. Bei den Göttern, diese Eilfertigkeit steht ihr entzückend.

Wie fest und doch wie schmiegsam sie auftritt. Das ist eine Poesie des Wandels, an der sich ein Apollo betauschen könnte.

Jetzt beginnt die Sache in der That humoristisch zu werden. Das räthselhafte Geschöpf schlägt immer entschiedener dieselbe Route ein, die ich wählen mußte, wenn ich direct nach meiner heimischen Wilhelminenstraße eilen wollte. Wäre ich ein gläubiger Romantiker aus der alten Schule, so dächte ich jetzt an eine moralisch gestimmte Fee, an eine ideale Personification meines ehelichen Gewissens. Die schöne Huldin wäre etwa Titania, die von heiligem Schmerz erfüllt, ihren Liebling auf Irwegen zu sehen, die Gestalt einer bedrückenden Sirene angenommen hätte und mich nun, ohne daß ich es ahnte, zu den Laren des häuslichen Herdes zurückführte.

So wahr ich selig werden will, da sind wir an der Ecke der Wilhelminenstraße, und jetzt wendet sie sich nach links, — ganz der Weg, den die alltägliche Moral mir vorzeichnen mußte. Am Ende ist sie eine von den schönen Engländerinnen in Nummer 20, die ich bereits drei oder viermal durch mein Taschentelegraph zu bewundern die Ehre hatte. Das wäre in der That ein höchst pikantes Zusammentreffen! Wenn sie nur nicht so verteuelt ließe, daß ich ihr einmal en passant ins Gesicht sehen könnte. Aber sie scheint instinktiv zu fühlen, wie sehr sie mein Herz entzündet hat, und so schenkt sie sich wohl vor einem Rencontre. Verdammt, daß der Weg an meiner Wohnung vorüberführt. Es wäre mir doch unangenehm, wenn Josephine . . . und wer garantirt mir dafür? Bei Mondschein sitzt sie oft stundenlang am Fenster und vertieft sich in die wunderbaren Lichtspiele . . . heute freilich ist sie beschäftigt . . .

Aber was sehe ich? Bin ich von Sinnen? Da hüpf mein bezauberndes Räthsel in meinen Hausflur und eilt meine Treppe hinan. Um aller Heiligen willen, was habe ich angestellt? Gewiß eine gute Freundin Josephinens, die mich erkannt hat und mich mit in flagranti verklagen will. Soll ich ihr folgen? Oder ist es rationeller, so schnell als möglich umzukehren? Aber nein, das wäre eine Schwäche, die den Edlen entwürdiget. Was kann sie überdies sagen? Es ist nur zu begreiflich, daß ich den nächsten und bequemsten Weg nach meiner Wohnung einschlage, und die Straße ist Gemeingut. Nein, sie würde sich mit der geringsten Andeutung nur lächerlich machen; sie muß etwas anderes in Petto haben, also vorwärts!

Ich stürme ihr nach, die Corridorthüre hat sich inzwischen bereits geschlossen. Ich klinge, man öffnet mir. Und wer öffnet mir? Vor mir steht, in dem malerisch drapirten Tuchpaletot, in dem staubblauen Promenadenkleide, das kleine Packet in der Hand, das sie auf der Straße getragen — meine Frau.

Sie schaut mir mit einem unbeschreiblich schelmischen Ausdruck ihrer dunkelbraunen Augen ins Angesicht, wünscht mir „Guten Abend“, und eilt dann, mir nochmals herzlich zunicke, in ihr Zimmer.

Keines Wortes mächtig, starre ich ihr nach, dann entledige ich mich stumm und geräuschlos meines Ueberziehers, schleiche in mein Gemach und werfe mich in den Lehnstuhl. Die Hände über der Brust gefaltet, suche ich mir meine lehrreichen Erlebnisse zurecht zu legen. Nur ungern gestehe ich mir's, aber die Wahrheit bricht schließlich durch: ich bin während, während auf mich, während auf Josephine, während auf meine künstlerischen und nicht künstlerischen Bestrebungen, während auf alles Bekannte und Unbekannte. Ich habe mich vor meiner eigenen reinen Vernunft so kolossal blamirt, daß ich nicht weiß, ob ich jemals wieder in der Lage sein werde, mir die volle ursprüngliche Hochachtung zu zollen. Mein ganzes Ich verfällt in einen Zustand moralischer Zerrissenheit: ich möchte mich ohrfeigen.

Da legt sich ein Arm um meinen Nacken, zwei frische blühende Lippen senken sich auf die meinen, und eine weiche Hand streicht mir wie beschwichtigend über die Stirn.

Der seltsame Wahn ist gelöst. Noch immer verlegen, gewinne ich doch allgemach mein seelisches Gleichgewicht wieder. Josephine erwähnt das Vorgefallene mit keiner Silbe, aber ich sehe es ihrem schalkhaften Lächeln an, daß sie meine ganze Thorheit durchschaut hat.

Zwei Tage später überrascht sie mich mit den Früchten ihres improvisirten Abendganges. Ein reizendes Geburtstags-

geschenk, viel sinniger und liebenswürdiger, als es ein Mann verdient, der die poetischen Anregungen außer dem Hause sucht. Ich schließe Josephine an mein Herz und schwöre mir insgeheim, mich nie wieder von den Launen einer selbstbetrügerischen Verstimmung gängeln zu lassen. Der erste Versuch einer unerlaubten Romantik ist zu schmachtvoll mißglückt, als daß ich Lust verspürte, mich zum zweiten Male aufs Glatteis zu wagen.

Frau Etikette.

Biographisches Skizzenblatt von Wolfgang Brachvogel.

Ich weiß nicht mehr, welches Schloß in der Umgegend von Berlin es war, in dem ich das Portrait der Gräfin Laura Boff gesehen habe.

Es war eine lebensgroße, schlanke Frauengestalt in satt-blauem Kleide, einen türkischen Shawl phantastisch um die Taille geschlungen; im dunkelbraunen Haar, das in einer Unmasse krauser, kleiner Lockchen die schön gebaute Stirn umrahmte, hing eine Zigeunervolle aus blau und gold. Ein schmachtendes Lächeln lagerte um den weichen, üppigen Mund, während die Augen schwärmerisch und dunkel vor sich hin blickten.

Die Gräfin Boff war eine der interessantesten Frauen des vorigen Jahrhunderts und spielte durch lange Zeit am Hofe der preussischen Könige eine bedeutungsvolle Rolle.

Laura war unter Friedrich Wilhelm I. Regierung als Tochter des sehr verdienten und beim Könige beliebten Generals von Pannewitz geboren und erhielt von dem alten Prediger auf dem Gute ihrer Eltern eine selbst für unsere Begriffe außergewöhnliche Erziehung, da der gute Geistliche aus dem begabten lebhaften Kinde durchaus eine Gelehrte machen wollte. Latein und Griechisch, Geschichte und Mathematik — Alles pflanzte er in das kleine Gehirn und brachte es denn auch wirklich so weit, daß Laura mit zehn Jahren das Wunderkind komme il faut war, ohne daß jedoch dadurch die körperliche Entwicklung gelitten hätte.

Dann begleitete sie ihre Mutter, die an einem Lungenübel litt, nach Italien, und der Aufenthalt in dem herrlichen Klima mag das Seinige zur völligen Entfaltung aller äußeren und inneren Gaben der Natur gethan haben.

Im Winter 1736 erschien sie, noch nicht vierzehn Jahre alt, bei Hofe und nahm sofort eine der ersten Stellen unter den Schönheiten, wie Frau von Morien, Scherwin, Kleist und Medern ein. Ihrem Vater, den der König, wie schon gesagt, als tüchtigen Soldaten sehr schätzte, konnte es nicht schwer werden, sein einziges Töchterchen in der nächsten Umgebung der Königin unterzubringen, wo sie bald zur Ehren-dame emporstieg.

Sie war ein entzückendes, sprudelndes Wesen voll Geist und Wit, reizend in jedem Wort, hinreißend in jeder Bewegung — ihre unverdorbene, naive Einfachheit, die von Koketterie nichts wußte, wechselte stetig mit der tiefsten Gedankentiefe ab — und so fesselte sie Alles. —

Niemand konnte ihr widerstehen. — Niemand? ach unglücklich, unmöglich, am Hofe des sittenstrengen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Niemand? selbst der König nicht? „Selbst der König nicht“ — und wir können uns hierbei auf den Bericht der Markgräfin von Bayreuth stützen, die eine Tochter Friedrich Wilhelm's I. selbst in ihren berühmten Memoiren die folgende Erzählung zum besten gibt.

„Laura von Pannewitz ist eine Sirene,“ schrieb ein nordischer Diplomat an seine Gemahlin, „die alles an sich zu locken weiß und doch wieder auch alles in einer gewissen respectablen Entfernung zu halten versteht.“

Und wie gut sich Laura die etwaigen Zumuthungen gewisser Cavaliere vom Halse zu halten verstand, zeigt ihr äußerst resolutes Auftreten gegenüber dem Könige.

Es ist ja anerkannt, und wer möchte es bezweifeln, daß Friedrich Wilhelm I. der musterhafteste Ehegatte war, den sich Sophie Dorothea nur wünschen konnte — und seine eheliche Treue wiegt manches grobe Unrecht auf, dessen er sich gegen seine Frau und Familie schuldig gemacht hat. — Und trotzdem geschah es, daß, als er die reizende Sirene Laura von Pannewitz sah, alle seine Gedanken ihr allein entgegenflogen und seine Grundsätze das erste Mal in wirkliche, ernste Gefahr kamen.

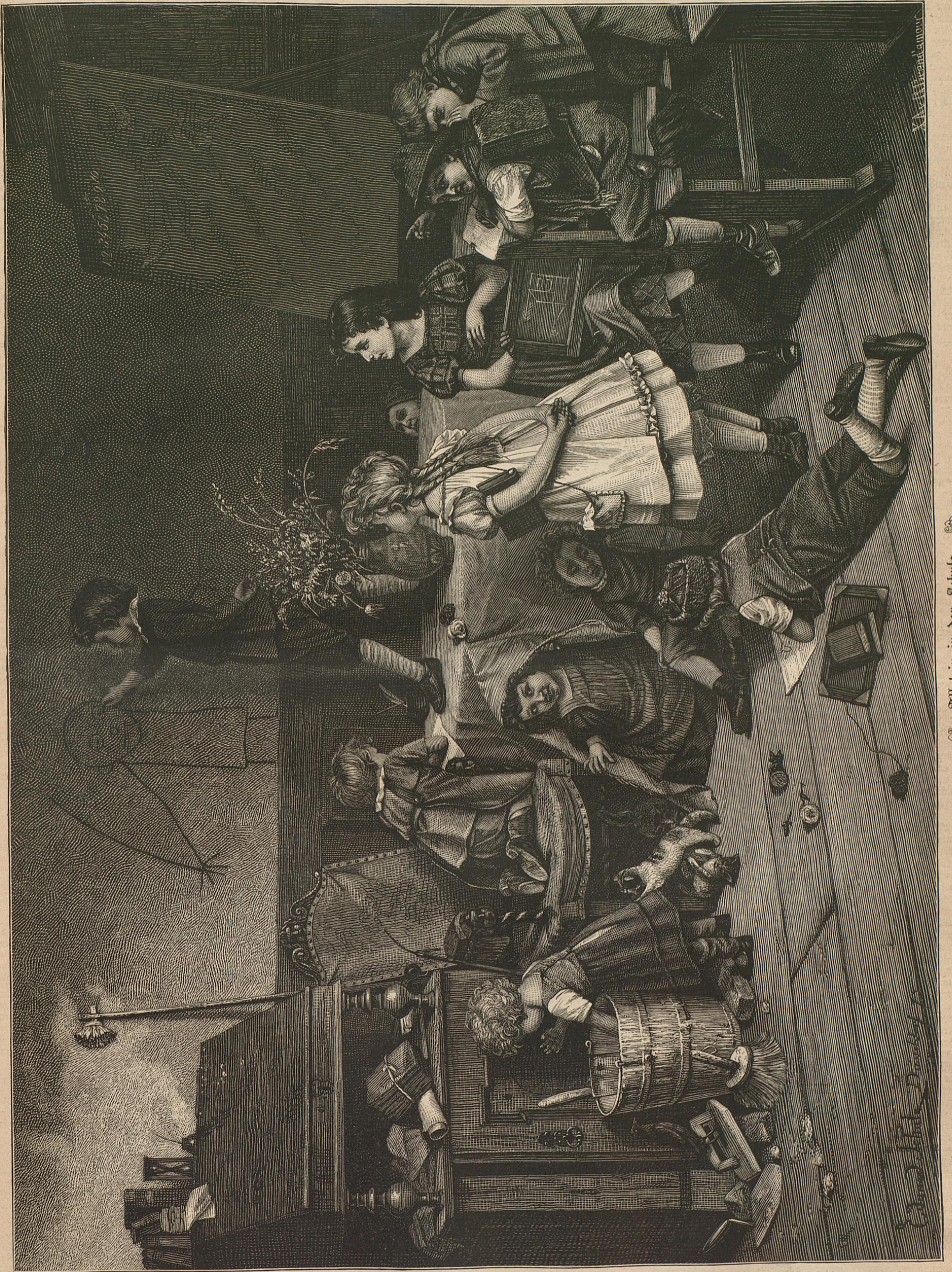
Die königliche Familie befand sich auf Reisen. Man hatte die Herzogin von Braunschweig, die eine Tochter des Königs besuchte und wendete sich nun nach Bayreuth zu der andern ältesten, der bekannten Markgräfin Wilhelmine, mit welcher Laura von Berlin her noch in innigen Freundschaftsbeziehungen stand. Auf einem der Markgräfin von Schwedt, einer dritten verheiratheten Tochter Friedrich Wilhelm's I., gehörigen Schlosse machte man Station, doch wurde, da die Räumlichkeiten des Schloßes für die ganze Reisebegleitung nicht ausreichten, ein Theil des Hofstaats, worunter die Prinzen August Wilhelm und Ferdinand waren, bis in die nächste Stadt, dreiviertel Meilen entfernt, vorausgeschickt.

Ein heißer Tag war vorüber und der Hof zerstreute sich, sobald der Abend dämmerte, durch den weiten Park, um frische Luft zu schöpfen.

Der Mittelbau des Schloßes, den die Königin mit ihren kleineren Kindern bewohnte, stand mit dem Pavillon, den der König inne hatte, durch eine mit südlischen Gewächsen bestandene Gallerie in Verbindung.

An dem Gitterthore dieser Gallerie saß, in einer weichen Moosbank zurückgelehnt, ein junges Mädchen und blickte mit ihren großen dunklen Augen sehnsüchtig durch das vergoldete Gitter nach den nahen, von der Gluth der untergehenden Sonne beschlossenen Berge, die sich rings erheben. Die Oden des Horaz lagen in der Ursprache aufgeschlagen neben ihr — das Kind hielt sie in die hohe Rechte geklopft, während die Linke mit einem zierlichen Fächer aus Rosenholz spielte.

Das war Laura von Pannewitz, die jüngste Hofdame der Königin — sie erwartete jemanden, das sah man auf den ersten Blick, besonders jetzt, wo die letzten Strahlen der Sonne hinter den Felsen verschwanden, als sie aufsprang und fast zornig mit dem schmalen Atlasbüchel den Fußboden stampfte; der kleine Mund verzog sich schmolmollend und bitter, die sinnige Stirn kräufelte sich in düsternen Falten und ein Seufzer, so recht tief und herzlich entrang sich ihrer Brust.



Alotria in der Schule.

Originalzeichnung von Ed. Schults.

Da hörte sie eiliges Rascheln in den Büschen außerhalb des Gatters, Knicken von Zweigen — und leichte Fußtritte — die Cleander links von ihr raschten aus einander und ein dunkler lieblicher Lockenkopf tauchte aus dem rothigen Blütenmeer und den langen immergrünen Blättern heraus, eine zarte, braune Kinderhand streckte sich durch die vergoldeten Eisenstäbe und warf ein zierliches Sträußchen auf die Moosbank.

Dann verschwand alles, wie eine zauberische Erscheinung. Hastig griff Laura darnach — mit liebender Eile riß sie die zarten, weißen Blüten aus einander — dann drückte sie das jetzt zum Vorschein kommende Blättchen erst an ihre Lippen und erbrach das Siegel.

Wir haben die neuen Zeilen nicht gelesen, doch daß sie etwas Unangenehmes enthielten, zeigten die lächelnden Züge der Dame und wer der Schreiber, verrieth der herzinnige Kuß, den sie nach dem Lesen auf das Billet drückte.

Die Rosenwölstchen, die eben noch den Horizont schmückten, waren blaugrau geworden und es fing an, im Grunde neblig aufzudämmern, als es Laura hinter sich raschen hörte; sie zuckte aus ihren Gedanken aufgeschreckt zusammen, doch nur einen Augenblick — und ein Lächeln, hinter dem man alles andere, nur keine Erregung finden konnte, überzog das Gesicht. Ihre Hände spielten mit dem Fächer und ihre Augen blickten wie prüfend nach dem sich grau beziehenden Himmel, während leise, doch hörbar und verständlich die Töne eines damals viel gesungenen Volkslieds über ihre Lippen glitten.

Jetzt war der Klang der Schritte ganz nahe — wie aus tiefem Sinnen aufgeweckt, wandte sie sich um und neigte, als sie den König erkannte, tief erröthend den schönen Lockenkopf zum Gruß. Sie wollte sich mit nochmaliger Verbeugung zurückziehen, doch der König ergriff ihre Hand und zog sie an sich.

„Warum läuft Sie denn weg, sobald ich komme?“ frug er gnädig.

„Ich glaubte, Ew. Majestät wünschte allein zu sein.“

„Im Gegentheil, hm, hm — ich habe Sie ganz gern, glaubt Sie denn das?“

„Ew. Majestät schmeichelt.“ lächelte Laura verlegen, die Augen niederschlagend, während ihr ganz unheimlich wurde.

„Nein, nein, ganz gewiß nicht, Sie gefällt mir sehr gut.“

„Sie kann es glauben, ich habe Sie sehr gern.“

Laura stand wie auf Nadeln und erröthete immer mehr.

„Nun, antworte Sie mir doch, hat Sie mich denn auch lieb?“

„Nein, Majestät,“ brachte Laura hervor und blickte ihrem Anbeter offen in's Auge, der jedoch schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf und meinte:

„Sie will es nur nicht gestehen, nicht wahr?“ und er kniff sie in die Wange, daß der Dame vor Schmerz die Luft zum Antworten verging.

„Sage Sie,“ der König trat dicht an sie heran und ließ seine Stimme zum Flüstern herabsinken „will Sie wohl meine Geliebte werden?“

Jetzt hielt sich das empörte Mädchen nicht länger, durch solchen Antrag in ihrer Ehre gekränkt, schnellte sie zornig-glühend zurück und applicirte dem Monarchen mit Geschick eine schallende Ohrfeige.

Dann wandte sie sich ab und eilte fliegenden Athems und sehr aufgeregt nach dem Schlosse zurück, während der König, durch diese schlagende und treffende Antwort zur Bestimmung gebracht, langsam denselben Weg einschlug — jedoch mit dem festen Vorsatz, die Liebesgedanken nie wieder Herr über sich werden zu lassen. Dieser erste Versuch auf dem Gebiete, auf dem ein Ludwig XV. und August der Starke routinirte Meister waren, hatte ihm zu bittere Früchte eingetragen. Einen echt königlichen Sinn bewies er jedoch darin, daß er der Hofdame seiner Gemahlin deren resolute Wesen gar nicht nachtrug. Er sprach nie über dieses Rencontre und auch Laura hielt reinen Mund, sogar gegen ihren Geliebten, den Prinzen August Wilhelm, von dem das duftende Briefchen an jenem Abende gewesen war. Nur ihrer Freundin, der Markgräfin Wilhelmine gestand sie in einer vertraulichen Stunde ihr Abenteuer — und diese hatte nichts eiligeres zu thun, als es in ihren maliziösen, aber geistvollen Memoiren der Nachwelt zu überliefern.

Wenn Friedrich Wilhelm später seiner Dulcinea begegnete, schlug er stets verschämt die Augen nieder und suchte schnell vorbeizukommen.

Einige Jahre nach diesem verhängnißvollen Abend starb der König und es trat mit diesem Todesfall eine förmliche Umwälzung aller Verhältnisse bei Hofe ein. Der innige Verkehr, den Laura nun schon, so lange sie in Berlin war, mit dem geistreichen, liebenswürdigen Prinzen Wilhelm hegte, und von dessen Bestehen kein Mensch auch nur eine Ahnung hatte, konnte nun ohne die vielen früheren Hindernisse fortgesetzt werden — bis eines Tages die Königin-Mutter durch ein Billet, das Laura in ihrem Zimmer verloren hatte, hinter das Geheimniß kam, jedoch nicht wußte, welcher von ihren Söhnen, ob Friedrich II. oder ein anderer der Verehrer des schönen Fräuleins sei. Sie vermuthete, es sei der König und fürchtete sogleich ihren Einfluß über ihn zu verlieren, wenn eine Geliebte ihr denselben streitig machte. Sie beschied die Dame schnell zu sich und bestürmte sie mit der Aufforderung zu gestehen.

Laura, viel zu stolz, um auch nur einen Augenblick zu leugnen, wies hoheitsvoll jede Zumuthung mit dem Könige zurück, legte offen und rückhaltlos ihr Verhältniß zum Prinzen August Wilhelm dar und verschwieg auch nicht, daß ihr der Prinz das feste Versprechen gegeben habe, ihr seine Hand zu reichen.

Als Laura ihre Herrin in Thränen gebadet verließ, war sie fest entschlossen, bei Zeiten einem so empörenden Auftritte vorzubeugen. Ein kurzer inniger Brief setzte dem Prinzen ihre Lage auseinander und gab ihn frei. Ob er auch schmollte, seiner Mutter und der Geliebten zürnte, es blieb dabei, das Verhältniß war von der Königin mit schneller Hand zerrissen.

Laura von Pannewitz wurde bald darauf die Gemahlin des überglücklichen Grafen Voss, sie war zwar blaß und mager geworden, aber doch noch immer die schönste Blume im Schönhofgärtchen. Gleich nach der Vermählung ging Laura mit ihrem Gemahl auf dessen Güter, um nicht mehr fortwährend die Stätten sehen zu müssen, die sie an den herbsten Verlust erinnerten.

Auch Prinz August Wilhelm vermählte sich bald, oder besser, er wurde vermählt an die Schwester der regierenden Königin, eine Prinzessin von Braunschweig-Bevern. Er suchte seine Liebe zu Laura zu vergessen, aber ach! — die war ihm gar tief ins Herz hineingewachsen.

Die Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich's des Großen, hatte keine Kinder, daher wurde Prinz August Wilhelm zum Prinzen von Preußen, sein ältester Sohn zum preussischen Thronfolger ernannt — seine fast dreiunddreißigjährige Ehe war sehr unglücklich, er verstand seine Gattin ebenjowenig, wie sie ihn, die Convenienz hatte sie zusammengeschmiedet und sie mußten aushalten. Der Prinz starb 1776, belastet mit der Ungnade seines großen Bruders, einsam und fast vergessen an gebrochenem Herzen.

Die Gräfin Voss starb bei dieser Nachricht nicht vor Gram oder Kummer, sie hielt sich mit aller Kraft ihrer reichen und starken Seele aufrecht und suchte Trost und Vergessen bei den Wissenschaften, denen sie in ihrer Einsamkeit mehr denn je huldigte.

„Der König ist todt!“ schallte es durch die preussischen Lande wie wilder, schmerzlicher Weheruf — der mächtige Fürst, der muthige Kriegsheld, der weiße Philosoph — Friedrich der Einzige, war nicht mehr.

Auch zu der einsamen Laura, verwitweten Gräfin Voss, gelangte diese Kunde. Ein schmerzliches Zucken eilte über ihr durchfurchtes Gesicht: „Nun sind sie bald Alle todt,“ murmelte sie, „nur die alte Voss lebt noch — aber wie lange wird's dauern, dann, Prinz August, dann bin ich Dir ebenbürtig.“

Sie legte Trauerkleider an und betete für die Seele des großen Monarchen.

Was dann geschah, habe ich nicht erfahren können, aber im folgenden Jahre, als die Natur sich in das bunte Feierkleid des Frühlings zu hüllen begann, da erschien im Schlosse zu Berlin eine längst vergangene Gestalt — die Gräfin Voss, eine bescheidene, alte Dame in dunkeln Kleidern mit dem prunkvollen Titel einer Oberhofmeisterin der Königin von Preußen. Ein königliches Handschreiben Friedrich Wilhelm's II. hatte sie an den Hof zurück und gerade in diese ehrenvolle Stellung berufen, um der trauernden Matrone zu beweisen, daß er die tragische Liebe seines Vaters zu ihr kenne und ehre, wie es sich gebührte.

Nun begann für Laura von Voss ein rühriges Leben, denn als Oberhofmeisterin der Königin hatte sie viel zu thun, besonders bei der Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihr Amt zu verwalten bemüht war. Aber sie war nicht mehr jung, fast siebenzig Jahr alt, trotzdem jedoch jugendfrisch und von einer Lebendigkeit des Geistes, die den zarten Körper nicht zusammenfinken ließ.

Als Kind hatte sie mit ihrer Freundin Wilhelmine von Bayreuth unter Friedrich Wilhelm's I. strengem Regiment gelebt, als Hofdame den großen Friedrich II. verehrt. Nun war sie als Oberhofmeisterin Freundin Friedrich Wilhelm's II., half bei der Erziehung Friedrich Wilhelm's III. und führte noch immer den Hofmeisterinnenstab, als Friedrich Wilhelm IV. und unser jetziger Kaiser Wilhelm schon große Prinzen waren.

Als sie 1787 nach Berlin zurückkehrte, war sie nicht mehr die von Wig überprüdelnde, feste und übermüthige Hofdame, nein, sie war die Oberhofmeisterin Gräfin von Voss, deren Bestimmung es war, wie ihr Freund, der gelehrte Bischof Eylert, sagt, „Hofes-Ceremoniel und Sitte, wie sie es als heilige Ueberlieferung gefunden, zu bewahren und bewachen, und die das Herrschen in dieser aufgetempelten Sphäre als perfecte Oberhofmeisterin meisterhaft verstand. Alles, was sich für das unwandelbare Bestehen dieser Formen sagen ließ, wußte sie geistreich und gewandt darzustellen; und das war bei der Aufrichtigkeit und Lauterkeit ihres Charakters ihre volle Ueberzeugung.“

Natürlich nedte man sie wegen dieser ihrer Eigenheiten bei jeder Gelegenheit, da man es damals am preussischen Hofe mit dem Formwesen nicht gerade sehr streng nahm, doch wußte die Dame sich stets gut zu vertheidigen, wie die Antworten beweisen, die sie der Prinzessin Radziwill auf deren kleine Neckereien gab. So sagte sie einmal: „Eine jede gute Sache muß auch eine gute umschließende Form haben;“ ein anderes Mal: „Schutz und Respect nur allein geben ein würdevolles, hoch gehaltenes Hofesceremoniel; ohne dasselbe tritt unausbleiblich Confusion ein, aus dieser erwächst schnell Diffusion, und nichts ist gefährlicher, als sogenannte Popularität, die Alles auf eine Linie stellen und gleichmachen will, und mißverstanden auch immer gemißbraucht wird.“

An einer anderen Stelle in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III. gibt Eylert noch folgende Anmerkung über die seltsame Frau:

„Den vollen Cobex der Etikette hatte sie mit allen feinen Codicillen bis auf die feinsten Schattirungen und leisesten Nuancen inne und sie wachte darüber mit einer Eifersucht, die keine Anomalie dulden wollte. Dies ihr, man kann sagen, Studium gab ihm seinen feierlichen Abgemessenheit und in dieser war alles so sein punkirt und limitirt, daß mit ihr vielleicht der letzte Normalkuß an den europäischen Höfen verschwunden ist.“

Besagte feierliche Abgemessenheit mag ihr wohl auch den Spottnamen „Frau Etikette“, unter dem sie nur bei Hofe besprochen wurde, eingetragen haben.

Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise ließen sich diese Formen gefallen, so lange sie das richtige Maß hielten, setzten sich aber, sobald sie beeengten, mit leichtem Spott darüber hinweg. Mit der Königin, dem schönen Kinde der reinen, heiligen Natur, konnte Laura von Voss hierin selbstverständlich nicht übereinstimmen und bereits 1793, beim Einzug der hohen Frau als Braut in Berlin, gab es einen harten Strauß.

Am Ausgang der Linden erwarteten nämlich die Bürgertöchter die königliche Braut und ein kleines Mädchen mußte mit einem warmen Segenswunsch eine Myrthenkrone überreichen, wofür Luise, dem Zuge ihres liebeshymnenden Herzens folgend, das Kind küßte.

„Mein Gott!“ jammerte da entsetzt die hinter ihr stehende Gräfin Voss, „das ist ja ganz gegen Anstand und Sitte.“

„Wie? darf ich das nicht mehr thun?“ war die berühmte geworden Antwort der holden Braut, und selbst Frau Etikette verstummte darüber gerührt, doch soll sie ihrer jungen Herrin am nächsten Tage eine lange Vorlesung gehalten haben.

Sehr alt, aber noch immer frischen Geistes, wenn auch

scheinbar durch die Etikette und das Ceremoniel verknöchert, ging sie, als sie ihre Kräfte schwinden fühlte, auf ihre Güter und erwartete da in stiller Abgeschiedenheit den Tod; er sollte sie ja mit dem Geliebten ihrer Jugend, dessen Gedächtniß noch frisch und gluthig in ihrem Herzen thronete, vereinen.

Mit dem kommenden Sommer ging auch ihr Leben zu Ende — mit schneller Hand durchriß Atropos den Faden, den Lachesis so lang gepörmelt hatte — und als die Aequinoctialstürme durchs Land brausten, verkündete das dumpfe Dröhnen der Glocken über der Voss'schen Familiengruft, daß Laura zur Ruhe eingegangen.

Die Spizen-Ausstellung in Wien.

Eine Schar eleganter Besucherinnen fällt jetzt alltäglich die der Spizen-Ausstellung gewidmeten Räume des österr. Museums und betrachtet faunend die köstlichen Producte kunstvoller Frauenarbeit, die aus fürstlichen Schatzkammern, aus den Schreinen unierer Patricierhäuser, aus öffentlichen und Privatmuseen, kurz allerorten herbeigebracht wurden, wo Proben des Kunstfleißes vergangener Geschlechter bis auf unsere Tage sich erhalten haben.

Das österr. Museum unterhält bekanntlich eine ständige Ausstellung moderner Industrie-Erzeugnisse und es bietet sich somit die seltene Gelegenheit, das, was der Kunstfleiß der Frauen auf dem Gebiete der Spizen-Industrie gegenwärtig zu leisten vermag, mit den musterartigen Arbeiten früherer Jahrhunderte zu vergleichen. Die Spizen-Ausstellung im österr. Museum in Wien ist die reichste und interessanteste, welche bisher auf dem Continente veranstaltet ward, und einzig in ihrer Art durch den Umstand, daß jedes einzelne Stück, technisch wie terminologisch, nach dem heutigen Stande der Wissenschaft möglichst richtig bestimmt ist.

Es ist kein Leichtes, in jedem Falle das Stimmige, Laßige, fast körperlose Stück, das Feinhände gewoben zu haben scheinen, um Namen, Alter und Herkunft zu befragen; das Wissen bedeutender Gelehrter und Kunst-Kritiker scheitert oft an dieser Aufgabe. Um so höher ist das Verdienst des Custos Dr. Nig anzuschlagen, dem es gelungen ist, das schwierige Fach zu beherrschen und dessen Anordnung der Exposition das schwebende Wissen des Gelehrten nicht nur, sondern auch seltene technische Kenntnisse verrät; ihm vornehmlich ist die rege Theilnahme, das volle Interesse zu danken, das der Ausstellung entgegengebracht wird.

Was solche Expositionen zu alternativen fördern sollten, wäre: Klärung der Begriffe über das Schöne und Stützliche oder Schlechte und Berwerfliche auf diesem Gebiete weiblicher Kunstindustrie, und jede Frau, die Sinn für das Emporbüthen der Industrie hat, sollte es sich zur Aufgabe machen, diesbezüglich sich eifrig zu unterrichten. Liegt doch in den Händen der Frauen als Conumenten und Käuferinnen dieses Artikels zumeist die Wahl, und ihr Geschmack gibt der Industrie die eine oder andere Richtung.

Wie Eingangs bemerkt, ist Alles wie Modernes in der Exposition glänzend vertreten. Die Firma Arnold & B. bringt die feinsten, modernen Brüsseler Spizen, Valenciennes, Malines, Chantilly's zur Ansicht, die Firmen Meyner und Dollarth legen Erzeugnisse des Erzgebirges von wunderbarer Zartheit und hohem Werthe vor — bewundernd haben wir den höchstentwickelten Standpunkt moderner Spizenarbeit anzuerkennen, und dennoch ist es die alte Spize, schon um ihrer stilgeredten Muster, um ihrer in einzelnen Exemplaren unerreichbaren Technik, der unzweifelhaft die Palm gebührt.

Aus dem Besitze des Erzherzogs Carl Ludwig, aus dem der Erzherzogin Marie kamen hochinteressante Gold- und Silberspizen, sowie verschiedene weiße Spizenarbeiten, theils alten, theils modernen Ursprungs zur Exposition; den Glanzpunkt der Ausstellung aber bilden die Brüsseler Spizen der Fürstin Schwarzenberg. Ein ganzes Bettzeug, Ueberzüge von Kissen, ein couvre-pieds von riesigen Dimensionen fällt mit seiner stolzen Pracht die ganze Vorderwand eines Ausstellungsraumes, ohne vollständig entrollt zu sein. Die Schönheit der Musterung, die wundervolle Technik der Klöppelarbeit, nach Art der vieux Bruxelles, mit jenen Reliefs an den Contouren, welche die Formen so klar hervorheben machen, stampfen diese Stücke zu wahren Meisterstücken der Klöppelkunst.

Eine andere Spizenarbeit, wiederum in besonderer Art, ein Unicum von geradezu stupender Ausführung bei klassisch-schöner Musterung, ist ein höchst wohlgehaltenes Stück point de Venise, auch räumlich imposant, im Genre der point de rose, aus dem Besitze der Gräfin Bedouet. Diese Arbeit bezeichnet den Glanzpunkt der Kunst der Nadel, ist vermutlich venetianischen Ursprungs, möglicherweise auch französischen, aus der Zeit, wo Colbert die venetianischen Spizennäherinnen nach Frankreich zog und ihnen ganze Schlösser zur Verfügung stellte, um ihre Kunst in Frankreich einzubürgern. Wie gut ihm dies gelang, und welche Schätze der Kunstfleiß französischer Frauen dadurch in der Folgezeit zu schaffen wußte, beweisen die wundervollen Ueberreste der point de France, der point de Sedan, der point d'Alençon und namentlich die schönen Argentan und Argantella, von denen einzelne wundervolle Stücke aus Privatbesitz zur Ausstellung gelangten. Die französischen Spizen aus der Zeit Ludwig XIV. verlungern keineswegs ihre Abstammung von der venetianischen; allein sie nehmen nach und nach bei feinsten Ausführung und subtiler Zartheit ihren eigenen Charakter, ihre eigene stilvolle Musterung an.

Anstatt der hohen Reliefs der Umrandung der point de rose, erscheint die französische Spize nunmehr mit kaum merktlich erhöhtem, mit Koffhaareinlage umschlungenem, festomrirteten Rande; an Stelle der Arabeske im Stil der italienischen Renaissance tritt andersgestaltetes Ornament und die stilisirte Blume, die in den Spizen aus der Zeit Ludwig XV. meist in festonirter Anordnung als Blumengehänge erscheint. Anstatt der verbindenden Stüchchen (brides) fällt stillärtig genähter Reizegrund den Zwischenraum der Musterung, wie in zahlreichen prächtigen Exemplaren die Ausstellung auch deutlich bekundet.

Zur Zeit Ludwig XVI. verändert die französische Spize neuerdings ihren Charakter; die Musterung verliert an Bedeutung und Zusammenhang, einzelne Blüthen, Blättchen, Punkte, meist unbedeutende Figuren ergeben ein „Streuemuster“. Dergleichen Spizen, die in riesigen Massen, im Werthe von zwei Millionen Francs, alljährlich vor Ausbruch der französischen Revolution producirt und ausgeführt wurden, sind als die jüngsten auch am häufigsten vorhanden; sie kommen als „Alençonspizen“ oder einfach als „Points“ vielfach im Antiquitätenhandel vor; von ihnen weist die Exposition zahlreiche und wohlhaltene Exemplare auf.

Hoch interessant sind auch die verschiedenen Sorten alter Spizen, nach deren Vorbild die moderne Industrie sich regenerirte. So die genuesischen geklöppelten und geflochtenen Spizen, nach welchen die moderne Annh-Guipure hergestellt ist — die genähten, italienischen merletti, in geometrischer Musterung, das Vorbild unser „reticella“ oder „dentelle renaissance“ — Vigenpizen, guipure Louis quatorze, das Urbild unserer point-lace — lavoro di maglia, das Vorbild unserer modernen Filetguipure u. c.

Leider ist in meisten Fällen nur die Art der Technik, nicht aber auch der Stil der Musterung acceptirt worden, und vergeblich würden wir unter modernen Erzeugnissen der Netz- und Nadelarbeit auch nur ein Stück von der klassischen Schönheit der lavoro di maglia suchen, wie es aus dem Besitze des kunstsinigen Grafen Edmund Bichy zur Ausstellung gesandt wurde. Besonders Interesse erregen auch die Producte nationaler weiblicher Hausindustrie aus den verschiedensten, auch überseeischen Ländern. Meist sind es Klöppelarbeiten, nach Art der Guimpe, wie die Idrianer und Erzgebirger Besatz, und Einspizspizen, mit einfach geometrischer, stets stilgeredter Musterung, oder in der charakteristisch russischen à la vermicelle, welche auch, von der eleganten Damenwelt längst gewürdigt, in unserer Sommer-toilette eingebürgert sind. Mexitanische und brasilianische Spizen dagegen sind Näh-, zum Theil auch Netzarbeiten eigenhämlichen Genres. Die Musterung besteht meist aus Sonnenfiguren, „el sol“ genannt, die oft in Arbeit eingestickt sind. Und sonst welche Fälle von interessanten Arbeitsarten, von prächtigen Mustern, von reiz- und effectvollen Stücken, die uns von verschiedenen Epochen, verschiedenen Ländern, von verschiedenen Völkern erzählen! Das prächtige Stück dort hat dereinst ein unglücklicher Monarch getragen, und jene duftige Spizenarbeit schmiegte sich ans Diadem einer

königlichen Frau! Wer könnte die Fäden verfolgen, welche das Schicksal für jene „historischen“ Stücke gesponnen? Sie liegen stumm vor uns und bieten dem Auge nur den Anblick des wunderbaren Gefüges feinsten Fadens, innerhalb des begrenzten Raumes einer — „alten Spitze“.

Emilie Bach.

Plaudereien.

Kurze Zeit vor dem Antritt seiner indischen Reise, besuchte der Prinz von Wales das Gaiety-Theater in London und ließ Charles Mathew in seine Loge bescheiden. „Ich hoffe, Sie in Kalkutta zu sehen,“ sagte er beim Abschiede zu dem „ewig jungen“ Veteranen der Bühne. „Ich hoffe das ebenfalls, königliche Hoheit,“ war die Antwort, „obgleich ich dabei ein gewisses Bedenken habe. Zwei Gestirne können nicht gleichzeitig in derselben Hemisphäre leuchten. Es thut mir aufrichtig leid, aber ich kann es nicht ändern, gebe jedoch Ein königliches Hoheit das Versprechen, daß ich so wenig wie irgend möglich Ihren Weg kreuzen will.“ — „Seien Sie darüber unbesorgt,“ erwiderte der Prinz, „ich fürchte durchaus nicht, daß wir Einer den Andern verdunkeln könnten, denn wenn ich überhaupt leuchte, so geschieht dies bei Tage, während Sie nur am Abendhimmel als Gestirn aufgehen.“

Man schreibt uns aus Paris: Unsere Metropole trug in diesem Winter eine ziemlich ernste Physiognomie. Die Zahl der Bälle war gegen frühere Jahre bedeutend geringer und ebenso fanden in der vornehmen Welt weit weniger große und glänzende Empfangsabende und Gesellschaften statt, als sonst, dagegen ist von einer überaus lebhaften Theateraction zu berichten und verdiente unsere Epoche überhaupt eine besondere Bezeichnung, so könnte man sie mit Fug die Aera des Theaters nennen. Die Lust an Schauspielvorstellungen scheint sich aller Schichten der Gesellschaft bemächtigt zu haben. Man spielte in allen Theatern, zu jeder Stunde, an Wochentagen wie an Sonntagen und stets vor vollen Häusern. Die Tagesvorstellungen an Sonntagen, welche dem großen Andrang Genüge leisten sollten, erwiesen sich dazu keineswegs ausreichend, denn kaum war der Vorhang nach dem letzten Acte der Tagesvorstellung gefallen, so stieß und drängte man sich von Neuem, um sich einen Platz für die Abend-Aufführung zu sichern. Von allen Novitäten der letzten Saison machte das französisch-russische Stück, die Danicheffs, das größte Glück. Wir lassen es dahingestellt, ob der Verfasser wirklich ein Russe sei, wie Einige behaupten, Andere bestreiten wollen, und halten uns an die Thatfache, daß es ihm gelungen ist, ganz Paris von sich reden zu machen, ganz Paris nach dem Deon zu ziehen und, was heutzutage nicht oft vorkommt, mit einem durch und durch anständigen Stücke einen sensationellen Erfolg zu gewinnen. Mein Bericht über die Vergnügungen des letzten Winters würde unvollständig sein, unterließe ich es, der Vorliebe zu erwähnen, mit der man sich in den Salons der Recitation poetischer Werke zueignete. Mit wahrer Leidenschaft hört man Verse vortragen und doch lehnt man die eigene Lectüre poetischer Erzeugnisse mit einer Art von Horror ab. Unerklärlicher Widerspruch! Musik, Spiel, Unterhaltung, alles tritt in den Hintergrund, sobald die Recitation eines Wertes von Racine, Molière oder auch eines modernen Poeten beginnt. Mit dem Geschmack an Declamation sind denn auch die Declamatoren und namentlich die Declamatrices auf der Bildfläche erschienen und es gehört zum guten Ton, sich von bewährten Künstlerinnen in die Geheimnisse dieser Kunst einweihen zu lassen.

Der Vorsteher einer Berliner Gemeindefchule erzählt von einer seiner Schülerinnen einen charakteristischen Zug. Die Kinder verzehrten ihr Frühstücksbrot, während einer dazu bestimmten Unterrichts-pause, gemeinschaftlich in einem Vorzimmer. Aufgefallen war es, daß ein kleines, sechs-jähriges Mädchen, wiewohl es seine Kameradinnen mit sehnüchtem Blicke begleitete, doch stets auf seinem Platze verblieb. Es war armelig, aber sauber gekleidet und eine der aufmerksamsten Schülerinnen. Eines Tages bemerkte der Schulvorsteher, daß die Kleine, obwohl sie ihr Frühstücksbrot mitgebracht hatte, dennoch wieder einsam sitzen blieb, das Bäckchen vor sich auf den Tisch legend. Der Vorsteher näherte sich dem Kinde, forderte es freundlich auf, sich zu den Uebrigen in das Vorzimmer zu begeben und war im Begriffe, ihm das Brod zuzureichen, als das Kind schneller als der Gedanke die Hand fest auf das Paket legte und schluchzend ausrief: „Bitte, rühren Sie es nicht an — es ist nur Holz darin!“ Und so war es. Da das Kind kein Frühstück mitzubringen hatte, aber zu stolz war, die große Armuth seiner Eltern einzugehen, hatte es Stüchchen Holz sorgfältig in Papier gewickelt, um sich den Schein zu geben, es sei ebenso wie seine Kameradinnen von seinen Eltern mit einem Imbiß versorgt worden.

In den Namen „Victoria“ knüpft sich in Deutschland wie in England eine ganze Reihe von Anstalten und Einrichtungen, zu dem Zwecke, arbeitenden und alleinlebenden Frauen der besseren Stände Förderung, Schutz und Beistand angedeihen zu lassen. Die Victoria-Anstalten in Berlin, Köln und anderen Orten geben zu höherer, wissenschaftlicher Ausbildung Gelegenheit. Unter dem Namen „Victoria-Bazar“ finden wir in Berlin, Kassel und Königsberg Verkaufs- und Ausstellungslocalle für weibliche Handarbeiten; das Victoria-Institut in Berlin (Königsgraberstr. 90) gewährt Damen, die Stellung suchen oder sich zu ihrer Ausbildung in Berlin aufhalten, auf längere oder kürzere Zeit gegen eine sehr geringe Entschädigung ein gemüthliches Heim. Gleichem Zwecke dient das „Victoria Home“ für junge Erziehertinnen in London (Queen's Road, Bayswater). Wie in dem vorgebadeten deutschen Institute, finden junge Damen, die in England Stellen suchen, im Victoria Home zu sehr mäßigen Bedingungen freundliche, liebevolle Aufnahme und eine angenehme, anregende Geselligkeit; ebenso können Erziehertinnen, die bereits in Stellen sind, an Sonntagen, wo man ihrer Dienste nicht bedarf, dort in angemessener, wohlthuernder Weise die freien Stunden zubringen. Während des verfloffenen Jahres nahm das Institut 120 Erziehertinnen auf und vermittelte ihnen Stellen. Der Pensionspreis beträgt wöchentlich 10 sh. 6 d. (10 Mark 50 Pf.).

Der alte Satz, daß Geld liege jederzeit auf der Straße, hat sich u. A. auch bei dem Kaufmann A. T. Stewart zu New-York bewährt. Dieser speculative Yanteer war der Erste, welcher in seinem Verkaufsgewölbe Stühle aufstellte, um den Käuferinnen Gelegenheit zu bieten, sich von ihrem Gange auszusuchen. Der glückliche Einfall wurde zwar bald nachgeahmt und ist jetzt zur unerlässlichen Sitte in allen feineren Geschäften geworden, hat aber nichtsdestoweniger den, welcher ihn zuerst gehabt, zum Millionär gemacht.

Der englische Geschichtschreiber Macaulay gibt dem heiligsten und süßesten Gefühle der Menschenbrust, der Liebe des Kindes zu der Mutter, in folgenden schönen und tief empfundenen Worten Ausdruck: „So lange Du den köstlichsten aller Schätze, eine liebende Mutter, besitzt, verstehe, ihn seinem ganzen Werthe nach zu schätzen. Dies in ihren Augen die unerhörteste Liebe, die sie Dir zuwendet, Höre aus ihrer Stimme, gewahre an ihrem Blick die zärtliche Sorge, mit welcher das kleinste Dich betreffende Leid sie erfüllt. Man kann im späteren Leben Freunde besitzen — liebe, gute, aufopfernde Freunde, aber niemals wird man wieder mit jener unbeschreiblichen Liebe und Zärtlichkeit umfaßt, die Niemand auf der Welt als nur die Mutter zu spenden vermag. In meinen Kämpfen mit der harten, kalten Welt sehne ich mich oft nach der tiefen, süßen Geborgenheit, die ich empfand, wenn ich Abends, an ihren Büßen geschmiegt, einer einfachen, meinem Alter angemessenen Erzählung lauschte, die sie mir mit ihrer lauten, sympathischen Stimme vorlas oder erzählte. Nie werde ich die Blicke voll überströmender Zärtlichkeit vergeßen, die sie, wenn sie mich schlafend wählte, auf mich richtete, nie den Friedensfuß, den sie als Abendbesuch auf meine Stirn drückte. Viele Jahre sind seit dem Tage vergangen, wo wir sie neben meinem Vater auf dem alten Kirchhof zur Ruhe bettetten, aber aus dem Grabe flüstert mir noch immer ihre Stimme, und so oft ich einen durch die Erinnerung an sie geheiligten Ort betrete, ist es mir, als sähe ich ihre Augen voll zärtlicher Wachsamkeit auf mir ruhen.“

Unter dem Namen: das „Menu“ erscheint gegenwärtig in Paris ein Journal, das den täglichen Speisegettel verschiedener Clubs, großer Hotels und Restaurants bringt und diese „nahrhafte“ Lectüre überdies mit pikanten Tagesneuigkeiten würzt.

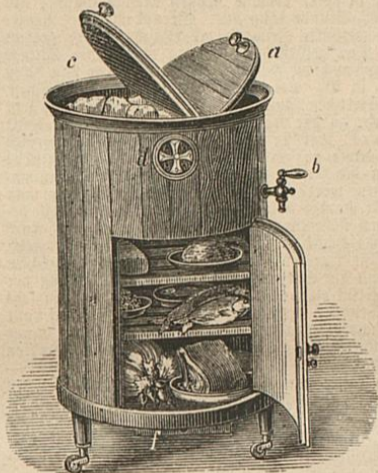
Unsere Illustrationen.

Mit Italienerinnen, Spanierinnen u. s. w. als den giftigsten weiblichen Schönheiten des Abend sind unsere werthen Leserinnen vertraut genug; wer sie nicht in der Nähe unter dem klassischen Himmel selbst zu sehen Gelegenheit faub, die edlen, anmuthigen und stolzen Frauenköpfe, das lippige glänzende Haar, die gluthvollen Augen, die prangenden Lippen und perlenden Zähne — der kennt sie doch sicherlich aus den künstlerischen Schöpfungen eines Tizian, eines Murillo und wird oft die Natur beneidet haben, die so blendende Reize in diesen Erscheinungen an den Tag treten ließ. Aber die Welt ist allüberall des herrlichsten Zaubers voll — vor allem die Frauenwelt. Oder hat man nicht den blonden englischen Schönheiten, den Zöchtern Albions, den Äpfel des Paris zuerzernen wollen? Oder war es nicht Richelieu's, des berühmten Historikers überquellende Beredsamkeit, die alle Reize und Eigenschaften, die einen Mann glücklich machen können, als in den Französischen vereint feierte? Ist nicht Gretchen, dieser edelste deutsche Mädchentypus, dem Leben abgelautet und nachgeschaffen von Goethe aus Berzelskinder, ein von allen Culturnationen bewundertes Ideal des „Ewig-Weiblichen“ geworden? Hat nicht Byron der griechischen Maid unterirdische Worte der Liebe gemeißelt? Unser feuriger, patriotischer, volkstündiger Held, der auch Europa weit und breit durchstreift, pflegte, wohin er kam, sein prüfendes Auge zuerst den Frauen zuzuwenden. Ihre Erscheinung, ihr Wesen, ihre Constitution, kurz, der Eindruck des weiblichen Elements war ihm maßgebend zur weiteren Erkenntniß der nationalen Umgebung. Und so mögen die werthen Leserinnen aus dem in dieser Nummer enthaltenen Bilde einer Rumänierin (von Volterra) ebenfalls ein tieferes Interesse für das junge Land gewinnen, unter dessen Sonne sie geboren, und das in neuerer Zeit mit immer größerem Gewicht sich geltend zu machen verstand. Weder bestehender äußerer Glanz, noch anmuthige Ueppigkeit der Formen, weder perlender Reichtum, noch ein feiner, pittoresker Kostümzauber, der bei weiblichen Erscheinungen doppelten Werth besitzt, läßt sich in dieser Rumänierin vermessen, vielleicht findet auch sie einen Byron!

Was sollen wir zu dem zweiten Bilde „Altozia in der Schule“ viel Worte verlieren? Das Bild spricht für sich selbst. Wir sind alle einmal jung gewesen, klein und lustig-toll und so Mancher von uns wird sich in einem der ungeliebten „Rangen“ wiedererkennen.

Wirthschaftsplaudeereien.

Amerikanischer Zimmer-Eisschrank. Es wird vielen unserer Leserinnen erwünscht sein, zu erfahren, daß der unbeholfene, unbewegliche Eisschrank einen eleganten, beweglichen, kalonfähigen Gefährten — nicht Concurrenten — in dem neuen amerikanischen Zimmer-Eisschrank erhalten hat. Wenn diese Eleganz auch nur auf Kosten eines größeren Eisverbrauches erreicht werden konnte, so ist der Mehraufwand an Eis doch immer nur unbedeutend und steht in keinem Verhältnis zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, die ein Kälteapparat bietet, der stets zur Hand ist. Die Einrichtung des Zimmer-Eischranks ist aus unserer Abbildung zu ersehen. Er ist säulenförmig, auf Rollen fortzubewegen, aus doppelwandigem Blech gearbeitet und mit gut schließender Thür und Deckeln versehen. Der zur Aufnahme des Eises bestimmte Raum (c) dient zugleich als Flaschenlager; der Raum a zur Aufnahme von Trinkwasser, das durch einen Hahn (b) abgelassen werden kann. Das Schmelzwasser des Eises wird in einem unterhalb des Eischranks befindlichen Wasserfaß (f) gesammelt. Ein Ventilator (d) ist dazu da, die Dämpfe abzuführen, wenn man genöthigt ist, Speisen etc. noch warm in den Kälteapparat zu stellen und die von den



Amerikanischer Zimmer-Eisschrank.

Dämpfen getragenen Gerüche der Speisen fortzuschaffen. Besser, d. h. eisparender ist es natürlich, den Ventilator so viel als möglich geschlossen zu lassen und die Speisen abgekühlt in den Schrank zu stellen. Bei einem drei Tage hindurch geführten Versuch stellte sich der Eisverbrauch des Apparates in einem Zimmer von im Mittel 14 Grad Wärme auf 12 Pfund Eis den Tag; die Temperatur innerhalb des Eischranks betrug dabei im Mittel 7 Grad. Im Sommer und bei starker Benützung des Schranke wird natürlich der Eisverbrauch ein entsprechend höherer sein. Der Schrank wird im Magazin des Hoflieferanten C. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12, in beliebigen, den Zimmermöbeln angepaßten Farben, holzartig angestrichen und lackirt abgegeben und kostet, je nach Größe, 100, 120, 140 bis 150 Mark.

Bauer's patentirter Copir- und Vervielfältigungsapparat. Der Wunsch, auf möglichst einfache Weise, d. h. ohne Anwendung von Pressen und Druckapparaten und ohne daß es hierzu einer besonderen Handfertigkeit bedarf, Schriftzüge und Zeichnungen zu vervielfältigen, wird nicht nur im Bureau des Kaufmanns, Rechtsanwalts oder Architekten laut, sondern ist gegenwärtig schon von vielen unserer Leserinnen getheilt worden. Nach und bequem von Einladungs-schreiben, Gedichten, Compositionen, Zeichnungen und Mustervorlagen etc. eine größere Anzahl von Copien anzufertigen, ist erst durch den neuen Bauer'schen Copirapparat möglich geworden; alle bisher bekannten Verfahren waren umständlicher und nur Geübten zugänglich.

Das Wesentliche des Apparates besteht aus einer in Holzrahmen eingehafteten Blechtafel, deren eine Seite einen starken Ueberzug mit der den Abdruck bewirkenden Farbe (ein Präparat aus Anilinviolett beziehungsweise aus Anilinroth) besitzt. In die Fuge des Holzrahmens wird ein zweiter offener Rahmen, der vorher mit Seidenpapier bepannt wurde, gelegt, und nun mit einer dem Apparat beigegebenen Stahlfeder mit stumpfer Spitze unter leichtem Druck das Seidenpapier bedruckt oder mit der zu copirenden Zeichnung versehen (die Zeichnung oder Mustervorlage kann vorher auf das Seidenpapier durchgehaßt und muß dann mit der Stahlfeder nachgezogen werden). Durch jeden Zug der (trockenen) Stahlfeder bleibt auf der Rückseite des Seidenpapiers Farbe an demselben in dieser Schicht haften und die Züge werden auf der Vorderseite sichtbar. Man hebt nach dem Schreiben den mit Seidenpapier bepannten Rahmen aus und hat nun in dem mit den Farbzügen versehenen Seidenpapier in verkehrter Schrift eine „Matrize“, von der man die Abzüge folgendermaßen macht. Dem Apparat ist eine Fläche mit Tragantlösung (5 Gramm Tragant auf 1 Liter Wasser) beigegeben, man gießt davon etwas in ein Schälchen, vermischt es mit etwa dem 5. oder 4. Theil starken Spiritus und bestreicht mit dieser Mischung die Seite des Papiers, auf welche man die Copie übertragen will. Dann legt man die feuchte Seite auf die Matrize, die man vorher auf eine glatte, harte Unterlage gebracht hatte, reibt oder drückt das Papier überall gut an und zieht dann die fertige Copie ab. Die auf der Matrize befindlichen Farbzüge sind so intensiv, daß man eine sehr große Zahl von Copien hintereinander nehmen kann, ohne eine Abwägung der Farbe zu bemerken. Wir haben selbst dreißig deutliche Abzüge von einer und derselben Matrize machen können. In einer Sitzung des Frankfurter Hygienischen Vereins zeigte ein Herr Quilling den Bauer'schen Apparat vor und bemerkte, daß wenn man das beidseitige Seidenpapier mit der gefärbten Seite nach oben mittelst Gummilösung auf eine glatte Metallplatte befestigt, und die Platte dann durch eine Walzenpresse gehen lasse, man reich, leicht und sicher höchst gleichmäßige Copien, sogar über 100 Stück von einer Matrize nehmen könne.

Die mit der Farbe überzogenen Blechtafel sind groß genug (23:32 Centimeter), daß man kleinere Schriftstücke mehrere Male unter einander schreiben und dadurch beim Copiren eben so viele Copien auf einmal erhalten kann, also in kürzester Zeit eine große Menge von Abzügen herzustellen vermag. Man erlangt, wie wir uns überzeugt haben, sehr bald große Genauigkeit in der Behandlung dieses Apparates, dessen Bedienung nicht einfacher gedacht werden kann. Der Bauer'sche Apparat ist von dem technischen Bureau von M. Bauer & Co. in Wien, Giselstraße 4, zu beziehen und kostet mit allem Zubehör zum Druck mit einer Farbe 15 Mark, mit zwei Farben 20 Mark.

Ein neuer-alter Tafelschmuck. Das Bestreben, geschmackvoll und künstlerisch die Wohnräume zu schmücken, macht sich langsam, aber doch bemerkbar, überall bei Industriellen wie beim Publicum geltend. Die nächsten Ueberlieferungen, unter deren Einfluß wir stehen, haben uns verlernen lassen, die Sprache des Schönen zu verstehen, das Geschmacklose geschmacklos

zu finden. Wir stehen endlich an einem Wendepunkt zum Besseren. Man beginnt sich zu erinnern, daß es auch bei uns Zeiten gab, wo das, was wir uns jetzt mühevoll zurückerobern müssen, bei Hoch und Niedrig in Fleisch und Blut übergegangen, Gemeingut Aller geworden war. An der Aufgabe, diese Zeiten recht bald wieder erscheinen zu lassen, müssen wir Alle, jeder in seinem Kreise, arbeiten, Begehrung nehmend und austreibend, damit es dem nachwachsenden Geschlecht vergönnt ist, in ihnen zu leben — wir können sie nur vorbereiten helfen. Kein geringer Theil dieser Aufgabe fällt der Hausfrau zu; ihr, der der Geschmack angeboren, wird es leichter, zum Guten den Glanz und Schimmer“ zu fügen, als dem Manne, dem Beruf und Arbeit nur zu häufig keine Zeit lassen, einen größeren Antheil an der Verschönerung der Heimstätte zu nehmen, als daß er die Vorbereitungen der Frau gut heißt und das allzeit nächste Geschäft des Bezahlers der Rechnungen übernimmt.

Die Ausstattung unserer Wohnräume leidet u. A. auch an einem Mangel an Harmonie in der Farbe, d. h. sie bewegt sich noch zu sehr in Gegenätzen; scharfe Farben und absolute Farblosigkeit stehen unvermittelt nebeneinander. Wie sich das Ohr an offensbare Disharmonien durch beständige Wiederholung derselben gewöhnen und dann kaum mehr davon loslassen kann, so ist es auch mit dem Auge der Fall. Auf diesem natürlichen Wege wird nun manche Hausfrau dahin gelangt sein, Mißtrauen in unsere Worte zu setzen, wenn wir ihr sagen, daß ihr Stolz, die schneeweiße Decke der Speisetafel eigentlich recht geschmacklos und vor allem der Ausmischung durch ein farbiges Ornament bedürftig ist. Gerade so geschmacklos, wie die bunten Kaffeetischer, mit den unmöglichen Ornamenten, Pflanzen, Blumen, Jagd- und anderen Scenen. Beides widerspricht dem ästhetischen Gefühl. Das Auge trägt bei so großen weißen Flächen, wie es Tischdecken und auch Servietten sind, in farbiger Umgebung das Verlangen nach Verzierungen; das Surrogat der Damastweberei, die abwechselnd glänzenden und matten Stellen, deren Zeichnung nur unter gewissem Lichtaufschlag sichtbar werden können, deren Mangel an Farbe nicht erzeihen. Das Mittelfeld des Tafeltuches bedarf dieses farbigen Ornamentes freilich weniger, da es bestimmt ist, zum großen Theil vom Speisegeräth bedeckt zu werden, um so mehr aber die über den Tischrand herabhängende Bordüre, die ohne Ueberhang grell zwischen dem Tafelschmuck und den dunkeln Möbeln steht. Die kalten weißen Flächen unserer Tafeltücher sind durchaus Product der neueren Zeit; in der Renaissance stifteten die Damen Sinnprügele oder Scenen des täglichen Lebens in leichten farbigen Contouren in die Leinwanddecken oder näherten reiche Bordüren in spitzenartigen Ornamenten mit Roth ein. Die Weberei durchzog damals die Leinwand mit blauen Streifen, die meist Thierbilder oder Ornamente enthielten. Vereinzelt kommt — freilich nur bei Tischwäse geringerer Qualität — die Verzierung durch farbig ornamentirte Bordüren noch heute vor, z. B. in der Thüringer Hausindustrie. Das Verdienst, diesen Schmuck den feinen Tafeltüchern wieder zu geben, ist ganz neuen Datums, es gehört dem Fabrikanten von Damast-Tafelzeug Joseph Meyer in Dresden (au petit Bazar). Die Tafeldecken dieser Fabrik sind sowohl in Zeichnung (blau auf weiß) als in der Technik von außerordentlicher Schönheit und Wirkung. Die Herstellungsweise ist völlig neu und eigentümlich; während bei den erwähnten Thüringer Decken man einfach die farbigen Langstränge durch farbige Kette, die farbigen Querstränge durch farbigen Schuß herstellt, wobei naturgemäß die Ecken dunkelfarbig werden und dadurch der Charakter der Leinwandwäse verlohren geht, ist bei den Meyer'schen Decken durch eine eigentümliche Construction am Wechsell ermdöglich worden, die Kante gleichfarbig ringsherum auf weißem Grunde herzustellen. Nachdem ist aber besonders die Schönheit der Muster hervorzuheben, welche die Dresdner Tücher auszeichnet. Schon auf der Wiener Weltausstellung zogen die Meyer'schen Tafeltücher und zwar mit dem bekannten Weißer Porzellan-Zwiebelmuster als Bordüre verziert, die Aufmerksamkeit auf sich. Seitdem hat der Fabrikant, mit dankenswerthem Beispiel vorangehend, hervorragende Künstler mit der Composition neuer Muster beauftragt. Eine Decke mit Kornblumen-Ornamentierung (Muster Nr. 980), gezeichnet von Prof. Grass, die uns vorgelegt, ist von ganz eigenartiger Schönheit; das Muster kommt, wenn das Tafeltuch den Tisch bedeckt, zur vollen überreichenden guten Wirkung. Wir stehen nicht an, diesem Muster den Vorzug vor dem Zwiebelmuster zu geben. Als Beispiel für die Breite dieser Tafeldecken sei bemerkt, daß ein Tischtuch mit Kornblumen-Ornament in einer Breite von 2 Meter (exklusive Franzen) zum Preise von 24 Mark pr. laufenden Meter, kleine Theeservietten, 35 Centim. im Quadrat, zu 30 Mark pr. Duzend von der Fabrik geliefert werden. Ein Kaffeetuch (Zwiebelmuster) mit Franzen, 82 Centim. breit, 1 Meter lang, kostet 12 Mark etc.

Auflösungen der Räthsel Seite 116.

- 1. Talma. — 2. Noah; Sem, Ham, Japhet. — 3. Graun. — 4. Hiller. — 5. Aida. — 6. Weber; Wagner. — 7. Halle. — 8. Aller.

Correspondenz.

Haushalt und Küche. W. G. in W. Um die Abwägung der Fortschleber (Transporteure) der Nähmaschinen zu verhindern, hat Josef Vegrab in Wien, Ottaringerstr. 86, Transporteure construiert, deren Zähne durch kleine Diamanten ersetzt sind. — Fr. W. in W. Will man Schweine, Kinder, Hammel oder Geflügel conserviren, dieselben von ihrem scharfen Geruche befreien und ihnen zugleich einen milden, mandelähnlichen, vollmundigen Geschmack verleihen, so muß das zerstückte Fellein- so lange mit Wasser ausgewaschen werden, als letzteres sich noch dabei trübt, sodann kommt das Fett unter Weigabe von 1 Liter kuhwarmer Milch und 1 Liter Wasser auf 6 Kilo dieselben in eine Casterolle, worin es auf mäßigem Feuer langsam geschmolzen wird. Das geschmolzene Fett wird von den Grieben mittelst eines Durchsiebers getrennt und noch warm von der untenstehenden milchigen Flüssigkeit getrennt. Dieses Verfahren ist nicht neu, aber gut. — Junge Abonnenten in N. Die blauen Theile der Nähmaschine polirt man mit seinem Eisenroth (Polierroth). — Abon. in Pustland. Wir haben trotz allen Suchens und Fragens die Bedeutung des Wortes „Abadie“ auf Cigarettenpapierhüllen nicht erfahren können; vielleicht theilt uns ein Raucherständer des Bazar's die richtige Deutung mit. — L. M. in W. — Tintenfreund in Schwaben. Ein brauchbares Buch über die Fabrication von Schreibintem existirt unseres Wissens nicht; auch die im verfloffenen Jahre in den meisten technischen Journalen aufgenommenen Abhandlungen über Tintenbereitung von Viebt sind sehr unzuverlässig. Wir könnten mit einer Reihe Tintenrecepten dienen, aber für keines die Garantie der „Vortrefflichkeit“ übernehmen; das beste Recept taugt nichts, wo eine Prüfung und richtige Behandlung der Rohmaterialien nicht vorausgesetzt werden kann. — Z. M. am Park. Ein guter, schwarzer, glänzender Lack für Bilderrahmen wird bereitet durch Auflösen von so viel Asphalt in Steinföhlenbenzin (Petroleumbenzin löst Asphalt nicht), daß eine streichbare Masse entsteht. Soll der Lack weniger spröde sein, so löst man in demselben etwas Elemihar auf. — Sr. in B. — W. in G. Wie wir bereits auf S. 70 des Bazar v. J. bemerkt, unterhält Frau von Büna, Dresden, Bürgerwiege 15, seit Jahren eine arme Familie durch den Erlös aus alten Handschuhen; es sind derselben Francozusendungen alter Handschuhe stets willkommen und benutzen wir die Gelegenheit, in ihrem Namen den Eisenbenden herzlich zu danken. — Fr. Dr. F. Der jogen. Katarakt-Waistopf bewährt sich sehr gut; beschreiben und abgebildet ist derselbe im Bazar 1874 Seite 18. Vorzüglich finden Sie denselben in Cohn's Magazin, Berlin, Hausvogtelplatz 12; der Preis richtet sich nach Größe und Ausführung (in verzintem Eisenblech oder in Kupfer). — Försterin in Galzien. Wir finden über Aufbewahrung und Verwendung der Trüffel Folgendes: Von Marzeille aus werden viele Trüffel, und zwar auf zweierlei Weise verwendet, entweder in Scheiben geschnitten und im Schatten getrocknet, wo sie sich zwar sehr lange halten, aber an ihrem eigentümlichen Geschmack bedeutend verloren haben, oder marinirt, d. h. gewaschen mit Salz und Gewürzen aufgelöst und in Fäßchen oder Flaschen verpackt und mit seinem Del übergossen. Die Trüffel müssen, sowie sie aus der Erde kommen, vor dem Einflusse der Luft sorgfältig geschützt werden, weil sie sonst sehr verderben, deshalb werden sie nach dem Ausnehmen in Wachspapier gewickelt oder in fest verschlossene Gläser gethan. Kann man die Trüffel gleich frisch zubereiten, so sind sie am wohlgeschmecktesten. Sollen sie längere Zeit aufbewahrt werden, so schneidet man sie in Scheiben und trocknet diese an der Luft oder in der Ofenwärme. Ueber die Aufbewahrung ganzer Trüffel hat man folgende Beobachtungen gemacht: Reife Trüffel halten sich am besten. In der Erde, worin sie wachsen, halten sie sich besser, als wenn man diese abwäscht oder abkühlt. In trockenem Sande erhalten sie sich sehr gut, in Kleie und Asche aber nicht. In Del, Essig, Salzwasser, Wein erhalten sie sich. Am besten bewahrt man sie in getrocknetem und gepulvertem Mergel auf. Um Trüffel einzumachen, reinigt man sie und füllt sie in Gläser mit weiten Halsen, so daß diese bis an den Hals voll sind. Dann werden sie luftdicht zugestopft in einen Kessel gestellt, dessen Boden mit Heu belegt ist, und soviel Wasser darauf gegossen, daß sie bis an den Hals bedeckt sind. Nachdem die Trüffel 3 Stunden gekocht haben, läßt man das Wasser erkalten, verpicht die Gläser und stellt sie an einen kühlen Ort. Am Trüffel einzutrocknen, legt sie in Gläser und gießt den Wein darüber. Oben im Glase muß so viel Raum bleiben, daß eine Decke von reinem, frisch zerlassenen Fett darüber gegossen werden kann. Die Gläser deckt man mit einer Blase zu und stellt sie an einen

fühlen Ort. Gut eingemachte Trüffeln werden von jeder Delicatsessenwaren-Handlung gekauft. — **U. B. D.** Recepte zu Flaschenlad: 32 Gewichtstheile Colophonin, 2 Theile bider Terpentin, 1 Theil Talg werden über gelindem Feuer geschmolzen und dann 3 Theile Schlemmtreibe und 1 Theil Binnobber darunter gerührt. Flüssiger Flaschenlad: 400 Gramme Gyps, 600 Grm. weißer englischer Cement, 300 Grm. Schlemmtreibe, 200 Grm. Dextrin werden mit 5 Liter Weingeistflüssigkeit (Schelladlad) gemischt; in diese Mischung werden die Flaschenköpfe gesteckt und trocknen gelassen. — **Ordnungsliebende Hausfrau.** Das Entfernen von Fettflecken aus Papier finden Sie beschrieben Bazar 1875 Seite 300 unter Chiffre: Carla K. in H. — **Chr. J. in B.** Katharina Prato's Kochbuch „die südbentische Küche“ können Sie durch jede beliebige Buchhandlung beziehen. — **Fragestellerin in Holland.** 1. In einer chemischen Reinigungsanstalt. 2. Schiden Sie das Theilnahme von englischen Kupfer zum Neubronzieren dem Magazin von E. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12, zu. — **L. v. K. i. G. A.** Flecke von Eisenrinne in Horn lassen sich mittelst Kleeäurelösung fortspülen. Das Bleichen von gelbgewordenem Eisenblech ist auf Seite 52, Jahrg. 1874, Chiffre A. K. in H., angegeben. — **G. in W.** Der starke Bodenlag, den ein sonst gutes und klares Bier, nachdem es auf Flaschen gezogen wurde, gibt, rührt vielleicht davon her, daß das Bier in Flaschen von weitem Glaße abgefüllt wurde und diese dann an einem dem Tageslichte zugänglichen Orte aufbewahrt wurden. Es ist nämlich neuerdings in Weizenstehen beobachtet worden, daß Bier unter den erwähnten Umständen nicht nur starken Bodenlag gibt, sondern auch sich zu seinem Nachtheil in Geruch und Geschmack verändert. Man muß daher das Bier entweder in dunkle Flaschen abgeben, oder es doch in dunkeln Räumen aufbewahren. Die Ursachen und die Art der Veränderung des Bieres ist noch nicht genügend erforscht worden. — **Rittergsh. v. Z. a. N.** Die Würfelmaschine zum Zerleinern des Fleisches schneidet pro Stunde etwa 300 Kilo Würstfleisch in Würfel und dürfte sich daher für den landwirthschaftlichen Bedarf im Allgemeinen als zu groß und zu theuer (Preis 500 Reichsmark) erweisen. Diefelbe ist vorräthig im Magazin von E. Cohn in Berlin, Hausvogtelplatz 12; ebendieselbst finden Sie aber vortrefflich konstruirte und bewährte Fleischzerkleinerungsmaschinen, welche vollkommen dem Zweck genügen, und kostet eine solche bei einer Leistungsfähigkeit von etwa 50 Kilo pro Stunde 20 Reichsmark. — **Ältere Sorten,** wie sie im Haushalt zur Verwendung kommen, sind billiger und kosten 9—14 Mark. — **Eine Würstlopfmaschine,** und zwar eine continuirlich fließende, d. h. eine solche, die unausgesetzt fortarbeitet und durch das Fließen keine Unterbrechung im Arbeiten erleidet, aus Gusseisen hergestellt, kostet ebenfalls 22 Mark 50 Pf. — **N. G. in P.** Auf einfachste Weise bereitet man sich einen „Düffel“ zum Räucher- und Parfümieren der Zimmer, indem man Eau de Cologne mit Essigsäure mischt (etwa auf 6 Theile der ersteren 1 Theil verdünnte Essigsäure). Der aromatische Essig der Apotheken besteht aus Rosmarinöl, Wacholderbeeröl, Citronenöl, von jedem 1 Theil, Kesselnöl 5 Theile, Zimmttinctur 100 Theile, aromatische Tinctur 50 Theile, verdünnte Essigsäure 200 Theile, desfülltes Wasser 1000 Theile. Sehr erfrischend riechend und durch einen geringen Gehalt an Carbonsäure auch desinficirend wirkend ist der Desinfections-Essig der Grünen Apotheke in Berlin, Chausseest. 21. — **F. in W.** Zu den haltbarsten Fußbodenlaken ist der Bernsteinlack zu rechnen; Sie erhalten denselben aus der Fabrik von F. J. J. Schmidt & Krüger in Danzig. — **Bedrängte Hausfrau.** Würstbäume aus Pergamentpapier fertigt die Papier- und chemische Fabrik in Helfenberg bei Dresden an.

Kosmetik und Gesundheitspflege. **Eugenie v. P.** Die Reinigung von Blutandrang (Congestionen) kann sowohl in einer allgemeinen Blutflut (Vollblütigkeit) als in Hervorsetzen ihres Ursprung haben; es ist Sache des Arztes dies zu untersuchen und die geeigneten Maßregeln dagegen zu treffen. — **Christine v. A. — L. v. G. — Tunge Nuffin in Moskau.** — **Mathilde i. S. — L. v. A. aus W.** — Eine reine, neutrale Glycerinseife ist der Haut durchaus zuträglich; freilich gelangen auch unter dem Namen Glycerinseife sehr schlechte Fabrikate in den Handel. Als reelle Bezugsquelle sei Ihnen die Fabrik von Wittich & Kuntze, Berlin, Chausseest. 21, empfohlen, für kleine Teintflecker (Miefier, Abfäulungen der Haut etc.) der Gebrauch der Thymolseife eben derselben Fabrik. — **N. G.** Lesen Sie die Broschüre: Die oxydirende Kraft der Natur oder die Bedeutung des Sauerstoffes. Vortrag des Dr. Lender, Berlin, V. Meyholdt's Buchdruckerei. — **Junge Mutter in Zittau.** Die wichtige Frage der künstlichen Ernährung des Kindes ist von Dr. med. Hermann Klende in seiner vortrefflichen Schrift „Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne“ (Leipzig, Ed. Nummer's Verlag, 2. Aufl. 1875) eingehend erörtert, und darin auch alle neueren Erziehungsmittel der Milch, das Reife-Pulver, das Liebig'sche Nährmittel etc. näher besprochen worden. — **Abon. in K. . . .** Dr. Scheibler's Mundwasser (essigsäure Thonerde), in jeder Apotheke zu haben. — **Abonnement aus?** Der Marquar'sche logen. vegetabilische Haarbalsam ist zu verschiedenen Zeiten, früher von den Berliner Industrie-Wältern und von unserem Chemiker, neuerdings von Professor Wittich in München untersucht und stets als bleichhaltig befunden worden. Bei Personen, deren Haut besonders empfindlich ist, können durch den Gebrauch bleichhaltiger Haarmittel sehr bald Krankheitserscheinungen, Ausschläge, Vitellit etc., sogar Geistesstörungen (wie der berühmte Zrennart Griefinger nachwies) sich zeigen, bei

anderen treten solche Erscheinungen erst bei fortgesetztem längerem Gebrauch solcher Mittel auf. Es existiren allerdings Regierungsverordnungen, welche den Gebrauch bleichhaltiger Mittel verbieten, aber diese werden, wie Sie selbst erfahren haben, nicht überall streng gehandhabt. — **M. F. in B.** Des Friseur Siggekow's Broschüre ist keine „wissenschaftliche Abhandlung“, sondern nur eine Reclame für seine Haarpflege; wir sind erbötig, dieselben unterzuchen zu lassen, wenn Sie uns die Mittel in der Original-Verpackung zustellen wollen. — **Fönlak.** Wir ertheilen keine ärztlichen Rathschläge. — **U. B. in K.** Das sogen. Kummerfeld'sche Badewasser können Sie in jeder Apotheke erhalten, die Vorchrift dazu ist kein Geheimniß mehr. — **Braunsche.** Wir haben sehr oft erklärt, daß wir kein Mittel kennen, welches den Wuchs der Augenbrauen veranlaßt, daß überhaupt kein solches existirt. — **M. L. in R.** Wir haben öfter schon vor der Anwendung der sogen. Dr. Kirch'schen Naturheilermethode gewarnt. Die Mittel derselben haben mit dem Naturheilen nichts zu thun und sind Arzneimittel wie andere von Ärzten verordnete und dann natürlich billiger zu erlangende Medicamente. Airy's Pain-Expeller besteht aus Spanischpfeffer-Tinctur, Spiritus und Salmiatgeist; Sarcaparilla ist ein mit Spiritus und Honig veresteter, 1 Procent Jodsalz enthaltender Auszug aus Sarcaparilla und Chinawurzel. — **Abonement in F.** Ein Mittel zum Kräuteln der Haare ohne Brenneisen ist auf Seite 109, Chiffre Adele K. in P., angegeben worden. Ein Mittel zum Entfernen von Narben ist uns nicht bekannt. — **Hilfsfuchende.** Allerdings ist die Salicylsäure von verschiedenen Ärzten mit großem Erfolg bei Gelenkrheumatismus angewendet worden. Die Anwendungsweise ist Sache des Arztes. Das Weiterfordern der Zähne zu verhüten ist die Salicylsäure nicht im Stande. Chemisch reine Salicylsäure fabricirt Dr. A. v. Heyden in Dresden und die Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) in Berlin. — **N. O. in R.** Wir glauben zuversichtlich, daß Sie vollständige Heilung Ihres Flechtenleidens durch Herrn C. Müllhoff, Heilanstalt für chronische Hautkrankheiten, in Schwerin i. M. finden werden. — **Cafor und Pottur.** Vengil's Birnenbalsam hat ebenjowenig mit dem Birnenlaß wie mit der Hautverjüngung etwas zu thun. — **Citelle.** Saffran macht die Haut vorübergehend gelb, aber nicht weiß. Mit spirituellen Flüssigkeiten darf man nicht das Auge benehen. Haarvermehrungsmittel gibt es nicht.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. **L. v. N. in Berlin.** Wie Sie sich überzeugen wollen, ist auf S. 20 d. Bazar Dröbe's Broschüre über chemische Trodenreinigung nicht für den Gebrauch der Hausfrau empfohlen, sondern als Belehrung über den Fabrikbetrieb dieser Methode angeführt worden. — **U. F. in D. — Abon. in W.** Das Nuffin'sche gebrauchte Zeugstoffe (aus Seide, Wolle, Baumwolle, Halbwolle oder Halbseide) in Braun und Schwarz finden Sie auf Seite 264, Jahrg. 1875 des Bazar beschrieben. — **S. B. Moskau.** Rationelle Einrichtungen zum Großbetriebe von Wäschereien liefert die Fabrik von Oscar Schimmel in Chemnitz. Ueber Plättchen etc. gibt Ihnen die illustrierte Broschüre „die Hauswäscherei“, zu beziehen von E. Cohn's Magazin, Berlin, Hausvogtelplatz 12, Auskunft. — **F. N. in Berlin.** Schwärze Vollenbarende färbt man in folgender Weise echt blau-schwarz auf: Das gut gewaschene und gespülte Vollenzeug wird vor dem Waschen trocken gewogen und auf jedes Pfund desselben eine halbe Stunde lang im Freien aufgehängt, wodurch die Farbe kräftiger erscheint und dann gehörig gespült. — **G. v. N. in W.** Um weiße Seidenspigen zu waschen, näht man sie auf ein reines Brettchen, damit sie sich nicht verziehen, legt sie über Nacht in warme Milch, zu der man etwas Seife gesetzt hat, spült sie dann mit frischem Wasser aus, legt sie noch eine so lange in warmes Seifenwasser und spült aus, ohne zu reiben. Ist noch ein nachträgliches Bleichen nöthig, so legt man die feucht gehaltenen Spigen den Sonnenstrahlen aus. — **Leinene Spigen** werden am besten gewaschen, indem man eine größere Flasche glatt mit starker Leinwand oder weichen Flanel bedeckt, die Spigen in mehrfach übereinander liegenden Bindungen darauf festsetzt und die Flasche nochmals mit grobem Mull oder Mansch überzieht. Die so umwundene Flasche läßt man eine Weile in lauwarmem weichen Wasser liegen und wäscht sodann die Spigen, d. h. reibt die Verleimung der Flasche mit Seife und einem Stück Flanel. Zum Spülen der Spigen legt man dann die Flasche einige Stunden lang in reines Wasser. Hierauf rollt man dieselbe zwischen Handtüchern, taucht sie in Reisswasser oder dünne Stärkellösung und rollt sie nochmals. Schließlich löst man die noch feuchten Spigen von der Flasche und plättet sie so gleich zwischen Leinentüchern. — **F. K. i. B.** Das Entfernen von Kaffeeflecken aus wollenen und seidenen Stoffen finden Sie beschrieben Bazar 1875, Seite 284 (unter Chiffre Vertha G.). — **Fr. L. . . . in W.** Zur Reinigung von Sammet ist in erster Linie die chemische (Benzin-)Wäsche empfohlen; von einer Leinwand des Bazar wird uns folgendes Recept zur saften Wäsche von Sammet eingeschickt. Zwei

Rindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in weiches Wasser gethan, gelocht und fleißig umgerührt. Der Sammet wird auf ein reines, angefeuchtetes Bret gelegt und mit obiger Mischung mittelst eines Kappchens ziemlich stark befeuchtet; darauf wäscht man denselben auf ein Mangelholz und rollt ihn, bis der Schmutz verschwunden ist, alsdann wird er durch reines Wasser gezogen, nochmals gerollt und endlich aufgehängt. Mit in Wasser geweideter und aufgelochter Hausenblase wird der halb trodne Sammet naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen und so lange, bis er trocken ist, gerollt und zuletzt mit einem Tuch wieder aufgerieben. (Vielleicht wäre es besser, den Sammet schließlich mit der Rückseite über ein heißes Eisen zu ziehen.) — **Fr. H. P. in B.** Versuchen Sie an einem Stück der Wäsche, welche aus Versehen in ein Bad aus Klamm, statt aus Soda gebracht wurde, folgende Behandlung: Kochen in Sodalauge, Spülen in weichem Wasser, darauf folgendes mehrestündiges Einweichen in warmem Wasser, das man mit so viel Schwefelsäure versetzt, bis es essigsaure schmeckt. In diesem lauren Wasser sind die Flecken gehörig zu reiben; dann wird das Wäschestück wieder gründlich in weichem Wasser gespült und, wenn alle Säure heraus ist, schließlich nochmals in schwacher Sodalauge gewaschen und gespült. — **Fr. H. S. auf E. bei G. — Fr. L. in St. W.** Angaben über die Verreibung der „Lau de Javelle“ genannten Bleichflüssigkeit finden Sie auf S. 135, Jahrg. 1875, Chiffre D. B. Das Bleichen vergilbter Wäsche mit Lau de Javelle geschieht folgendermaßen: man legt zu je 100 Pfund weichem Wasser 2 bis 3 Pfund Lau de Javelle, weicht die Wäsche darin unter öfterem Umwenden so lange ein, bis sie weiß erscheint und spült sie dann gut aus, wenn möglich unter Zufluß einer Handvoll Antiflor (untersehwefligsaures Natron) zum Spülwasser. — **U. in G.** Man seucht den Sammet auf der Rückseite schwach an und zieht ihn dann über ein heißes Eisen. — **Abonement in F.** Kleiderkloster erhalten Sie bei Wolff & Cohn in Stettin.

Verschiedenes. **Adels K. in P.** Das beste Werk über Photographie ist Prof. Dr. Vogel's Lehrbuch der Photographie, welches vor einem Jahre in neuer Auflage (Berlin, Dyppeheim's Verlag) erschienen ist. — **F. N. in Wien.** Wenden Sie sich an das Patentgeschäft von Wirth & Co. in Frankfurt; Ihre Offerte ist ungeeignet an dieser Stelle veröffentlicht zu werden. Wir wünschen Ihnen den besten Erfolg, glauben indeß, daß Sie einer großen Selbstständigkeit verfallen sind. — **Uma G. in B.** Ueber Kanarienvogelzug finden Sie das reichste Material in Dr. Karl Ruh's Schrift: „Der Kanarienvogel, seine Naturgeschichte, Pflege und Zucht“, ein empfehlenswerthes Buch, das kürzlich in zweiter vermehrter Auflage bei C. Kimpfer in Hannover erschienen ist. Mittheilungen über Fütterung und Pflege der Stubenvögel überhaupt, Rath und Auskunft über Fragen der Vogelzucht etc. erhalten Sie in der von Dr. Ruh herausgegebenen Zeitschrift „Die gefiederte Welt“. (Berlin, Louis Gerlach, Verlagsbuchhandlung.) — **B. in Merandria.** Als Engros-Händler mit Saaren nennen wir Ihnen: L. Seeb, Georgenstr. 13, C. Zachmann, Kommandantenstr. 6, Georg Kraft, Poststr. 20, sämtlich in Berlin. — **Ch. V. in W.** Stanniolfälle haben uneres Wissens nur Zimmererth und bürsten in Quantitäten von jedem Zingießer gekauft werden.

Vom Büchertisch: Hallberger's Illustrated Magazine, I. Band, schon gebunden, Preis 7 Mark. Wir empfehlen das rühmliche Unternehmen wiederholt und aufs eindringlichste allen Freunden der englischen Sprache und Literatur. In seinem prächtigen Einband eignet sich das inhaltreiche Werk besonders zu Festgeschenken. — **A. Trollope: My Malenzy** (2 Bde. 3 Mark) ist das neueste Werk aus Asher's Collection of english authors. — **König Heintzelmann's Liebe,** von Theodor Mintrop, ein Märchen in 70 Bildern. Das Werk erscheint in 6 Lieferungen (je 15 Mark). — Ueber Hallberger's Pracht-Ausgabe von Schatepeare's Werken, illustirt von John Gilbert, hat sich die Presse so oft und einstimmig lobend ausgesprochen, daß wir uns begnügen müssen, den erfreulichen Fortgang des Werkes zu constatiren. — Von der dritten Auflage des Meyer'schen Conversationslexikons liegt der siebente Band vollendet vor uns und kann wie die früheren in jeder Hinsicht das höchste Lob beanspruchen. — **Gisbert Freiherrn Vinde's** sehr schätzbares ABC für Haus und Welt ist verbüchertmaßen in zweiter vermehrter Auflage auf den Büchermarkt gelangt (Haude & Spener'sche Buchhandlung, F. Weidling, Berlin). Derselben ungemein rühmigen Verlags-handlung haben wir auch zur neunten (vermehrten) Auflage von Buchmann's „Geflügelte Worte“ zu gratuliren.

Notiz.

Quant Verfügung des kaiserlichen General-Postamtes zu Berlin werden Bestellungen im Laufe eines Quartals zwar nach wie vor angenommen, jedoch ein Zuschlag für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern des betreffenden Quartals verlangt. — Wir bitten daher alle betheiligten Abonnenten gegen Nachzahlung obigen Betrages bei den betreffenden Postanstalten die fehlenden Nummern zu reclamiren und der Nachlieferung gewärtig zu sein.

Meine Cataloge über unsere weltberühmten Sammlungen von härteren, eleganten Biergewächsen sind in neuer Auflage erschienen und durch mich gratis und franco zu beziehen. Carl Guß. Deegen jr., Köstritz i. Thür.

INSTITUTION POUR JEUNES DEMOISELLES Beau-Séjour à Neuchâtel. Pour prospectus et renseignements à la Direction ou à Madame Otilie Wildermuth à Tübingen.

Die vorzüglichste Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten **Fabrik von Ph. Suchard** in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. (184a) Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Pflanzschachteln m. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.



Unentbehrlich für jeden Haushalt! Zusammenlegbare Gestelle zum Trodnen der Wäsche in verschiedenen Größen zum Preise von M. 8—9—10, für Kinder- und Puppen-Wäsche zu M. 3.00. Verkauft gegen Nachnahme die Puppen- und Kinder-Koch-Möbelfabrik **Conrad Gagel, Coburg.**

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft **G. Zechmeyer in Nürnberg.** [445]

Alle Sorten von gebrauchten Briefmarken sammelt zu einem Rückkauf, seit dem Tode ihrer Mutter. **Gräfin Julia von der Groeben, Ponariev bei Kiebsbad, Ostpreußen.** [441]

Kinder-Wagen von **J. G. Teuscher Sohn, BERLIN, SW.** Leipziger Str. 88. Preis-Courante franco und gratis. [442]



Verlag von **Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.** **Gartenbuch für Damen.** Praktischer Unterricht in allen Zweigen der Gärtnerei besonders in der Kultur, Pflege, Anordnung und Unterhaltung des ländlichen Hausgartens. Herausgegeben von **F. Jühke,** Hofgarten-Director Sr. Maj. des Kaisers und Königs zu Sans-Souci. Dritte durchgesehene Auflage. Mit 60 eingedruckten Holzschritten und einem Gartenplan. Preis eleg. geb. 8 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. [443]

Gartenstein'sche Leguminosae wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angesehenen Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes Nahr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, blutarmen und abzehrenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ertrag der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angelegentlichste zu empfehlen. — In haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depôts, sowie direct durch **Gartenstein & Comp., Chemnitz i. S.** Preis für Deutschland 1 1/2 Mark pr. Paquet. [382] Atteste der angesehensten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1.

Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzerstücken, Jupons und Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

Getragene Toiletten kauft und bezahlt gut Breslau, [436] Frau Kühr. Schuhbrücke 42.

Toilette-Teintine. Dieses Schönheitsmittel giebt dem Gesicht den zartesten, frischesten, jugendlichen Teint; es reinigt, glättet u. befecht verjüngend die Haut, macht sie unentbar weiß, weich u. elastisch. 4 M. — Fleur de Roses theilt den Wangen ein zartes Roth, welches von natürlichen Wangenroth unmöglich unterchieden werden kann, da es unentbar und durch Schweiß nicht entferntbar ist. 4 M. **JAMA** ist das unfehlbarste Schuttmittel gegen das Bräunen des Teints im Frühjahr u. Sommer, färbt, erfrischt die Haut; wird von allen medic. Autoritäten a. das erfolgreichste empfohlen. 4 M. **B. Fischer, Wien, Margarethenstr. 26.**

Als besonders weich und mild für die Haut, sowie gegen das Ausschlagen derselben empfehle **Lohse's beliebte Lilienmilch-Seife,** die wegen ihrer Reinheit und Feinheit alle Toilette-Seifen übertrifft, à Stück 75 A, 6 Stück 4 M.; parfümirt in Türl. Rosen à Stück 1 M. 75 A, und 2 M. 25 A, 3 Stück 4 M. 50 A, und 6 M. **LOHSE, Parfümeur** Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin. Erfinder des f. l. privilegierten Hautwassers „Eau de Lys de Lohse.“ Berlin W., 46. Jägerstraße. Preis-Courante sämtlicher Parfümerien: [444] franco und gratis.

Die Maschinen-Strumpf- & Strickwaren-Fabrik von **J. Charisius in Königsberg i. Pr.** empfiehlt ihre Strickfabrikate zu billigen Preisen. Damenwäsche in vorzüglichsten Façons u. geschmackvollen Farben, sowie Strümpfe und Beinkleiden vom einfachsten bis elegantesten Genre sind Specialität. — Wiederverkauf von Rabatt. — Agenten gesucht. — Auch verkaufe ich neueste Façon-Strickmaschinen und ertheile Kaufern in der Fabrik eingehenden Unterricht gratis. [439] **J. Charisius.**

Caviar-Versand **A. Winter & Comp., Hamburg,** pr. 1/2 K. ff. Waare 3 M. **Russische Sardinien in Fisches,** 10 Pfd.-Faß, enthaltend 110 Fische, pr. Faß 3 M. **Achte Anchovis,** pr. Faß 3 M. [431] Beträge gegen Nachnahme. — Verendung zoll- und frachtfrei und Berechnung der Selbstkosten.

Gouvernanten geprüfte Lehrerinnen mit Sprach- und Musikkenntnissen werden für **Ungarn, Budapest** und Nebenprovinzen auf das Sorgfältigste durch das seit 20 Jahren bestehende Placirungs-Institut von **S. KOHN,** [430] **Budapest, VII., Frommelgasse 1,** empfohlen.

Mineralseife. Patentirte Wasserglas-Composition. Das allgemein und auch von der Medication des Bazar anerkannte, vorzügliche Waschmittel für Hauswäscherei aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Falz oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einlösung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Zollverein franco [167] **van Baerle & Spinnagel, Berlin N.**

Das Geheimniß eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichsten Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Wäldern trinkt, herzustellen, beehrt einfach darauf, daß man dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto G. Weber's Feigenkaffee** zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Ueber Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franco. — In haben in der Fabrik von **Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidstraße 31.** [332]

ROBERT WENZEL, [427] Goldarbeiter, Badestadt Teplitz, fertigt Ohringe an, welche ohne Durchbohrung des Ohres befestigt werden.

Goldschmied-Maschine, Laubsäge-Arbeit. Complete Apparate, Ahornholzschnitz. Musikreife Preislisten gratis u. franco. [440] **R. Standfuss, Breslau.** Eine gebildete junge Dame, welche schon als Erzieherin conditionirt, wünscht Stellung als Bonne in einem vornehmen Hause. Briefe erbeten man unter **L. G. 21, poste restante Wismar, Westfening-Schwerin.** [435]

6/4 breites schweres Leinen für Hemden und Betttücher, das Stück 70 Leipziger Ellen, statt 27 Mk. zu 24 Mk. verendet. [426] **W. Fuhrlander Nachfolger,** Frankfurt a. M.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. **G. A. Glafey,** Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44]

Blumen-Sprizen. [438] Gegen Einlösung von 2 M. 50 A. versende eine gute meißingene Zimmerblumen-Spritze. **Fritz Mengel, Mechanikus, Gries.**

Irish prima Hemden-Dowlas, dem echt Leinen an Dauer weit vorzuziehen, versende in Stücken beliebiger Länge, in Breiten von 65 bis 85 Ctr., pro Meter 45 bis 70 A je nach Breite und Qualität. Proben auf Verlangen. [434] **Aug. Sunderhoff in Nordhausen a. Harz.**

Rosenapotheke in Frankfurt a. M. Preis 70 Pf.

Engelhard's Isländisch-Moos-Pasta gegen Husten und Heiserkeit. Das Präparat zeichnet sich vor ähnlichen zu gleichem Zwecke gebrauchlichen Mitteln durch einen angenehmen, nicht allzusüßen Geschmack aus. Preis 70 Pf. Zu haben in den Apotheken.

